berg

er

n

# Bilder
# aus dem Berliner Leben.

---

Von

Julius Rodenberg.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1885.

# Inhalt.

# Vorwort.

In diesem Bändchen findet man einige der „Bilder aus dem Berliner Leben“, welche bei ihrer ersten Veröffentlichung, in den Blättern der „Deutschen Rundschau“, sich des aufmunternden Beifalls wohlgesinnter Gönner zu erfreuen hatten. Sie beanspruchen kein anderes, als ein locales und persönliches Interesse, und sind mehr, als aus einem vorgefaßten Plan, aus der inneren Neigung hervorgegangen: aus dem Gefühle des Dankes und der Anhänglichkeit für diese Stadt, von der auch ich, wie einst Chamisso, sagen darf:

. . . . . . „Du hast,
Warum ich bat und mehr noch mir gegeben.“

Ueber dreißig Jahre sind es, seitdem ich als junger Student den Boden Berlins betrat, und über sechsundzwanzig, seitdem ich es dauernd nicht mehr verlassen habe; die Erinnerung an jene ferne Zeit ist noch ganz frisch in mir, und immer wieder, mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen, habe ich die alte Liebhaberei aufgenommen, an den freien Nach-

mittagen, bald in dieser, bald in jener Gegend Berlins umherzustreifen, mich mit ihren Straßen und Häusern bekannt zu machen und darauf zu achten, wie die Menschen darin leben. Aber erst die rapiden Veränderungen, welche während der letzten fünfzehn Jahre das ehemalige Berlin fast ganz unter einem neuen dahinschwinden ließen, haben mir die Feder in die Hand gegeben. Es schien mir des Versuches werth, diesen Moment der Entwickelung von der preußischen Residenz zur deutschen Reichshauptstadt mit der Unmittelbarkeit des empfangenen Eindruckes festzuhalten, das Charakteristische, das, was ich selber an Ort und Stelle vergehen oder entstehen gesehen habe; deshalb gebe ich hier auch jedes einzelne der „Bilder" genau so wieder, wie ich es seinerzeit geschrieben, bezeichne dasselbe mit dem Datum seiner Abfassung und begnüge mich im Uebrigen, wo mittlerweile sich abermals ein Zug umgestaltet hat, mit einer kurzen Notiz. Denn die beispiellose schöpferische Thätigkeit, welche von gestern zu heute ganzen Stadttheilen eine andere Physiognomie verleiht, arbeitet zu rasch, als daß auch nur der Beobachter gleichen Schritt damit halten könnte; aus diesem Grunde bedarf aber auch das, was als „letzte Aufnahme" sich herausstellt, um so weniger der Retouche.

Erwarte man darum von diesem Büchlein nicht mehr und nichts Andres, als was es sein soll; für

mich und meinen Zweck war das, was gewesen, immer nur der Hintergrund dessen, was ist; ich habe die Reihe der höchst werthvollen Arbeiten zur Geschichte Berlins um keine neue vermehren wollen, wozu meine Competenz auch nicht hinreicht. Mein Studium war dasjenige Berlin, welches unter unsren Augen die erstaunlichsten Wandlungen durchmacht; und meine Absicht, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen, wie ich es selbst noch gekannt oder aus den Werken Nicolai's, Mila's, Fidicin's u. A. kennen gelernt habe, in Zusammenhang zu bringen.

Ich hoffe dieser ersten Sammlung in nicht allzu ferner Frist eine zweite folgen zu lassen, welche dann, in Verbindung mit der vorliegenden, den leitenden Gedanken in seiner Continuität vielleicht noch deutlicher hervortreten lassen wird und die „Bilder aus dem Berliner Leben" zu einem „Bilde" des Berliner Lebens abrunden mag, wie es während dieser merkwürdigen Uebergangsperiode dem Blick eines Zeitgenossen sich gezeigt hat.

Berlin, am 24. August 1885.

J. R.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

# Die letzte Pappel.

(December 1875.)

Der Sturm von gestern Nacht hat sie gefällt. Es war aber auch ein furchtbarer Sturm. Die Fenster klapperten, die Ziegel fielen von den Dächern, draußen war ein solcher Rumor und in meinem Schlafzimmer ein solcher Zug, daß ich zum ersten Male nach langer Zeit wieder in einer Schiffskajüte zu schlafen glaubte. Die ganze Nacht träumte ich von der See, und als ich einmal aufwachte — meine brave Schwarzwälder Uhr draußen auf dem Gange schlug gerade Drei —, da war mir, als ob ich den alten Capitän rufen hörte — den alten dicken Capitän mit der rothen Nase und den kurzen Beinen, denselben, mit dem ich vor Jahren einmal in einer ähnlichen Nacht unterwegs war, zwischen Leith und Hamburg —, und dann vernahm ich ordentlich das Aechzen des Schiffes und das Brausen der Wellen, und ein Ton war in der Luft, als ob ein Baum bräche, als ob Holz splittere ... „Mein Gott, mein Gott", rief ich, „wir sind verloren" — und ich wollte mich eben anschicken, das sinkende Schiff zu

verlassen, um in einem der Böte Rettung zu suchen, als ich zum Glück bemerkte, daß ich in meinem Bette sei, und daß sich Alles in guter Ordnung befinde, mit Ausnahme der Wettergardinen und Ringe, welche vor dem Fenster zusammen mit dem Winde klingelten und musicirten, daß Einem der Schlaf wohl vergehen konnte. Doch es war Sphärenmusik, verglichen mit den Schrecken der heulenden See, welche sich mir so lebendig aufdrängten, daß ich nicht nur den gischtüberschäumten Steuerbord gesehen, das Tosen der Brandung gehört, das Gemisch von Salz und Theer gerochen, sondern auch gewissermaßen den Grog geschmeckt hatte, den ich gestern Abend mit dem alten Capitän getrunken. Der friedliche Zuruf meiner Uhr beruhigte mich indessen auch über diesen letzteren Punkt; es ward mir plötzlich klar, daß ich allerdings gestern Abend Grog getrunken, starken Grog obendrein, aber nicht mit dem Capitän — der, Gott weiß es, schon lange kein Schiff mehr führt. Ich schlief also wieder ein. Aber in derselben Nacht und um dieselbe Stunde ist sie vom Sturme gebrochen worden, die letzte Pappel.

Als ich zuerst in diese Gegend der Stadt kam, vor vierzehn oder fünfzehn Jahren, da waren mehr Pappeln hier; in der That, mehr Pappeln als Häuser. Das Haus, in dem ich jetzt wohne, war noch nicht, und die Straße, in der es steht, war noch nicht, und alle anderen Straßen um sie her waren

auch noch nicht. Gärten waren da, mit kleinen, niedrigen, einstöckigen Häuschen und gemüthlichen Leuten darin, denen man in die Fenster sehen konnte, wenn man vorüberging. Man konnte sie, bei der Lampe, rund um den Tisch sitzen und ihr Abendbrod essen sehen, welches ihnen in der Regel ausgezeichnet schmeckte. Still war es hier, wie auf dem Lande; Wagen kamen selten und Omnibusse gab es noch nicht. Aber Pappeln gab es, die schönsten und die größesten, die man sehen konnte; alte Bäume, die zur Zeit Friedrich's des Großen gepflanzt, und schon stattlich in die Höhe gegangen sein und eine hübsche Allee bilden mochten, als er, in seinen späteren Jahren, in seiner Kalesche von Potsdam nach Schöneberg, und von Schöneberg nach Berlin fuhr. Saatfelder waren damals zu beiden Seiten der Pappelallee, und Wiesen und Gräben, und Etwas davon war noch übrig vor vierzehn oder fünfzehn Jahren, wiewohl das Saatfeld hier und da schon hinter Holz- und Kohlenplätzen verschwand, die Wiesen sich in Baugrund verwandelten und die Gräben in einen Canal, auf welchem Torfkähne gingen und demnächst der erste Apfelkahn erschien.

Wo der Apfelkahn erscheint in Berlin's Gewässern, da darf man auf eine Wendung der Dinge gefaßt sein; heute noch ein einsames Zeichen der vordringenden Cultur, wird er morgen oder übermorgen

von neuen Häusern, neuen Straßen, neuen Menschen umgeben und in dieser sich überstürzenden Menge des Neuen das einzige Ding sein, welches mit einem gewissen Ausdruck von Alter, Stabilität und Ehrwürdigkeit seinen Platz behauptet.

Indessen litt die Pappelallee vorläufig keinen Schaden; sie gewann sogar durch die Nähe des Wassers einen malerischen Reiz mehr, und da, wo sie in einer Art von spitzem Winkel auf den Canal stieß, lag ein Garten, der von allen Gärten in dieser Nachbarschaft der merkwürdigste war. Es war nur ein kleiner Garten; aber einen großen Raum müßte ich haben, wenn ich all' seine Eigenschaften beschreiben wollte. Er war dreieckig; man mußte, wenn man von der Straße kam, ein paar Stufen hinabsteigen, und man hatte, wenn man darin war, die Vorstellung, nicht nur in einem tiefen, sondern auch in einem niedrigen Garten zu sein, wenn so Etwas von einem Garten gesagt werden kann. Denn die Bäume wuchsen hier nicht in die Höhe, wie Bäume sonst zu thun pflegen, sondern sie waren, ich weiß nicht durch welche Kunst, in die Breite gestreckt worden, so daß sie den ganzen Garten mit einem Geflecht von Zweigen bedeckten, durch welches zwar der Regen, aber niemals ein Sonnenstrahl dringen konnte. Dennoch war es ein schöner Aufenthalt, und halbe Sommernächte lang habe ich darin gesessen.

Ich vergaß zu sagen, daß es ein Bier- und Kaffeegarten war; doch das werden die Leser wohl errathen haben. Wie wäre ich sonst in den Garten gekommen? Fliederbüsche wuchsen an den Ecken des Gartens und erfüllten ihn, zur Zeit der Blüthe, mit ihren süßesten Düften. Auch ein Hügel erhob sich nach der Wasserseite hin über den lückenhaften Bretterzaun, der den Garten umgab; und hier, wenn die Jahreszeit und das Wetter es erlaubte, pflegte sich an jedem Nachmittage, präcis vier Uhr, ein kleiner Kreis von Damen zu versammeln, welche, sobald sie ihre Sitze eingenommen, unaufhörlich strickten und unaufhörlich mit einander redeten. Ich habe mich, in jenen Tagen, oft darüber gewundert, was sie mit all' den Strümpfen anfangen oder woher sie all' den Stoff zu ihren Gesprächen nehmen könnten. Doch sie müssen es wohl gewußt haben, und auch ich gewöhnte mich zuletzt daran, wie an irgend eine andere gegebene Thatsache des Lebens. Denn ich war, wie gesagt, ein regelmäßiger Besucher, ich darf sagen, ein Stammgast des Gartens und lernte allmälig die Gesichter der übrigen Gäste kennen, und in gebührender Reihenfolge ihre Namen, ihren Stand, ihren Charakter und bis zu einem gewissen Punkte, so weit es sich auf den Garten bezog, ihre Geschichte.

Schon am Schritt, wenn er noch draußen in der

Pappelallee war, unterschied ich den alten Major von dem alten Regierungssecretär, die beide den Garten liebten und an jedem Tag an demselben Tische saßen, ohne jemals ein Wort miteinander zu wechseln. Dennoch, obwohl sie sich nicht einmal grüßten, bestand ein höchst intimes, auf das feinste Maß gegenseitiger Achtung gegründetes Verhältniß zwischen diesen Beiden. Beide trafen fast gleichzeitig auf ihren Posten ein, Beide theilten brüderlich unter sich die Zeitungen des Lokals, Beide fuhren mit demselben Ingrimme auf, wenn irgend ein Anderer, mit dieser ihrer berechtigten Eigenthümlichkeit unbekannt, ihnen ein Blatt streitig machen wollte, und Beide, nachdem sie ihre Lectüre beendet, ihren Kaffee getrunken und ihre Zeche bezahlt hatten, erhoben sich kurz nach einander vom Tisch und gingen, wie sie gekommen waren. So habe ich sie Jahre lang beobachtet und immer von einem Tag zum anderen Tag erwartet, daß sie sich anreden würden. Doch das geschah nicht, so daß ich, wenn ich die Damen auf dem Hügel, die den Faden niemals verloren, mit diesen beiden Herren verglich, die ihn trotz täglichen Beisammenseins nicht anknüpfen wollten oder konnten, zwei der größten Gegensätze der menschlichen Natur vor mir sah.

Ferner waren ein paar Schachspieler da, verhältnißmäßig junge Männer, aber mit einer guten

Aussicht vor sich, in ihrem Amt älter zu werden: nämlich zwei königliche Gerichtsassessoren; ferner ein hagerer, knochiger alter Mann, der einen dicken Shawl um den Hals und einen Sommerhut trug und nach der Aussage des Kellners (mit dem er sich regelmäßig jeden Tag eine halbe Stunde lang unterhielt) ein berühmter Gelehrter sei — in welcher Wissenschaft, konnte mir der Kellner nicht sagen, aber ich vermuthete damals in irgend einer von den schönen Wissenschaften, der Aesthetik oder Philosophie; ferner ein dicker Metzger, der, wie ich aus dem Wohnungsanzeiger erfuhr, auf Wollank's Weinberg wohnte und alle Tage den weiten Weg in seiner Equipage machte, um hier, vor dem, was damals noch das Potsdamerthor war, Kaffee zu trinken und die Gerichtszeitung zu lesen.

Ich muß bemerken, daß diese Gesellschaft, die sich während des Sommers im Garten versammelte, in das kleine Haus rückte, sobald der Herbst gekommen war. Dieses kleine Haus, in welchem die Wirthschaft betrieben wurde, war in seiner Art ebenso merkwürdig, wie der Garten. Ich begriff damals nicht und begreife noch heute nicht, wie zwischen diesen vier Mauern Alles Platz hatte, was sich wirklich darin bewegte: die Kellner, die Köchin, die Gäste, und um das Beste zuletzt zu nennen, die Wirthin. Das Etablissement befand sich nämlich in weiblichen

Händen. Die Wirthin, eine Wittwe in reifen Jahren, ließ sich im Garten selten sehen, so daß Besucher, die nur während des Sommers kamen, kaum eine Ahnung von ihrer Existenz gehabt haben mögen. Dagegen waltete sie mit um so größerer Sorgfalt im Hause, und wer in das Innere desselben zugelassen und nach einer gewissen Probezeit in das Vertrauen der Wirthin aufgenommen war, der konnte sich nicht beklagen; der saß wie in Abraham's Schooß. Das Meublement war zwar von der einfachsten Sorte (ich wende mich von meinem biblischen Bilde wieder zurück zu der kleinen Gartenwirthschaft); die Stühle hatten weder Polster noch Strohgeflecht, sogar einer hölzernen Bank erinnere ich mich. Allein Niemand verlangte etwas Besseres, Jeder war damit zufrieden und dankte Gott, wenn er, am Abend eintretend, seinen Platz unbesetzt fand. In diesem Punkte jedoch verstanden die Gäste der Gartenwirthschaft keinen Spaß, und ich entsinne mich noch sehr wohl des Spektakels, welchen der Professor machte, als eines Abends ein blonder, schüchterner Jüngling, der die Gesetze des Instituts nicht kannte und eigentlich nur aus Irrthum hineingerathen war, auf seinem Stuhle saß; sonst aber ging es sehr friedfertig und ordnungsmäßig her, einen Tag und Abend wie den andern. Oellampen brannten in dem langen, niedrigen und schmalen Gemach, welches dicht an die Küche

stieß und in welchem die Gäste ihr Abendbrod erhielten, dampfend wie es vom Herde kam.

Hinter dem Kellner her, in den späteren Abendstunden, machte die Wirthin die Runde, und es war ein Vergnügen, sie zu sehen, wie sie hier einen Augenblick stehen blieb und dort sich einen Augenblick niederließ; wie sie mit einer ungezwungenen Vereinigung von Zutraulichkeit und Würde in ihrem Benehmen an jeden Einzelnen das Wort richtete und Allen gleichmäßig das Gefühl des Behagens zurückließ. Wir jüngeren Adepten ihrer Wirthschaft nannten sie „Mutter", und eine Mutter war sie uns, bedacht für Speise und Trank und sonstiges Wohlbefinden, bewandert in allen Angelegenheiten unseres täglichen Lebens, zuweilen mit einer kleinen Aufmunterung und zuweilen mit einem leisen Tadel; eine stattliche Person in einem baumwollenen Kleide, den glattgestrichenen Scheitel schwarz, mit kaum einem Verdacht von vordringendem Weiß, und das Gesicht voll, mit just einem Anflug von Kupfer, jenem Vertrauen erweckenden Zuge der Gastlichkeit.

Uebrigens gab es auch ein einziges Sopha im Zimmer; es war mit großgeblümtem Cattun überzogen und nach stillschweigendem Uebereinkommen für den weiblichen Theil der Gesellschaft reservirt. Denn auch Damen kamen in das Winterlokal des Gartens; besonders eine Dame mit zwei Töchtern, einem paar

der hübschesten Wildfänge, die ich je gesehen. Die Dame, eine würdige Matrone, hatte im Sommer ihren Ehrensitz auf dem Hügel, wo sie, umgeben von ihren Freundinnen, die Präsidentin des kleinen Damenclubs zu sein schien. Aber sie wich auch im Winter nicht, wenn der Hügel verödet war, wenn die Bänke und Tische im Garten übereinander gehäuft standen, wenn die Pappeln ihre Blätter umhergestreut hatten und auf ihren kahlen Aesten sich die Krähen wiegten. Da kam die Dame mit den beiden Töchtern in das Gastzimmer, und da war es, wo die kleine Familie mein ganzes Herz gewann. Sie waren die glücklichsten drei Menschen, die mir in meinem Leben begegnet; sie sahen sich niemals an, ohne vor Vergnügen zu lachen, und freuten sich ihres Daseins auf jegliche Weise. Diese unmotivirte Heiterkeit gab mir häufig Anlaß zum Verdruß; denn manch' eine Stelle in den Reden des Landtags (die damals noch nicht so interessant waren, wie sie heute sind) mußte ich zwei Mal, ja drei Mal lesen, wenn das Gelächter plötzlich erscholl. Und ich muß es bekennen! — kaum hatten die beiden Mädchen, die eine von zwölf, die andere von zehn Jahren, bemerkt, daß ich ein verdrießliches Gesicht machte, wenn sie lachten, als auch ihre gute Laune sich verdoppelte und die Ausbrüche ihrer Lustigkeit sich verdreifachten. Was diese beiden kleinen Mädchen mir an den Augen absehen

konnten, das thaten sie um mich zu ärgern, mit Auf- und Zuwerfen der Thüren, mit Herein- und Hinauslaufen, mit Allem, was man einem ordentlichen und gesetzten jungen Manne nur zufügen kann, der den Zug nicht liebt und ungestört seine Zeitung lesen will. Und was mich noch am meisten ärgerte, das war, daß einer von den beiden Schachspielern, anstatt gemeinschaftliche Sache mit mir gegen die Störenfriede zu machen, sie vielmehr in ihren Tollheiten noch unterstützte und namentlich an dem älteren Wildfang — dem ärgsten der beiden — sein ganz besonderes Wohlgefallen zeigte. Ich zweifelte nicht länger an der traurigen Wahrheit, daß ich ein Hauptgrund des Vergnügens für die beiden kleinen Mädchen und eine Hauptanziehung ihrer Besuche sei; diese wurden immer regelmäßiger und immer länger, und zuletzt schien die glückliche Familie ganz in dem Lokal zu wohnen. Des Nachmittags, wenn ich meinen Kaffee trank, waren sie schon da, und am Abend, wenn ich zu Nacht speiste, waren sie noch da. Die Mutter, eine brave Frau, hatte nicht Zeit, sich um ihre Töchter viel zu bekümmern, denn neben ihr im Sopha saß immer eine oder die andere von den Matronen des Hügels, und am Mittwoch, Sonnabend und Sonntag spielten sie Whist. Die beiden kleinen Mädchen fingen an, mir den Garten zu verleiden, und ich versuchte, demselben fern zu bleiben. Aber damals gab es noch

nicht so viele Restaurationen wie heute; man hatte keine Wahl, und außerdem — ich bin schwach genug, es einzugestehen — die beiden kleinen Mädchen fehlten mir! Man gewöhnt sich allmälig auch an den Aerger, und nach einer Woche war ich wieder da.

Den Jubel hätte man hören sollen! An dem Tage stand die Thüre keinen Augenblick still, als ob mein Wiedererscheinen auf gar keine bessere Weise hätte gefeiert werden können.

Außerdem hatten die beiden kleinen Mädchen eine neue Attraction in Gestalt jenes Apfelkahns entdeckt, der damals ungefähr zuerst Anker warf im Canal. Nun waren die Aepfel an der Tagesordnung; Aepfel mit Wangen, so roth und blühend, wie die der beiden Mädchen. Alle möglichen Spiele mit Aepfeln und um Aepfel kamen aufs Tapet, sie warfen sich — und mitunter auch mich — mit Apfelschalen, und ich hatte bei meinem Weißbier Zeit, über dieses Symptom nachzudenken.

Doch nicht allzulange; höchstens zwei bis drei Jahre. Da blieb eines Tages das ältere der beiden Mädchen aus. Es ging mir ordentlich wie ein Stich durchs Herz, als die gemüthliche Frau, zum erstenmal, seitdem ich sie kannte, nur mit der jüngeren ihrer Töchter hereintrat. Sie schien nicht weniger glücklich und zufrieden, als sie es vorher war; aber mir fehlte sie — mir fehlte das muntere Lachen

meiner kleinen Feindin. Denn auch die Schwester war verstummt seit die Spielkameradin verschwunden, und zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß sie lange Kleider trage.

Um diese Zeit begannen die Veränderungen, welche aus der geschilderten Gegend das gemacht haben, was sie heute ist. Ein paar Pappeln wurden gefällt, ein paar Häuser wurden gebaut — scheinbar ohne Zusammenhang. Aber mehr Pappeln und mehr Häuser folgten, und der Zusammenhang stellte sich bald genug heraus: es war auf ein neues Stadtviertel und eine vollkommene Vernichtung der ländlichen Allee abgesehen, und wir armen Gartenbewohner lebten, so zu sagen, nur noch auf Wartegeld. Ich kann nicht beschreiben, wie das von Tag zu Tag weiterging; aber wiederum nach ein paar Jahren, da sah man den Unterschied. Da sah man Straßen mit Namen, die man bisher nicht gekannt; riesenhohe Gebäude, zwischen denen sich der dreieckige Garten und das winzige Haus fast lächerlich ausnahmen. Von allen Pappeln waren nur noch drei oder vier übrig geblieben, welche den Saum des Gartens begrenzten; aber auch in jenem selbst bemerkte man den Einfluß der Zeit. An dem Tische der beiden Freunde, die niemals in ihrem Leben ein Wort mit einander gesprochen, saß nur noch einer; der andere war gestorben. Von den beiden Schachspielern war

der eine in die Provinz versetzt worden und der andere war immer noch Assessor. Der reiche Metzger von Wollank's Weinberg brachte seinen Sohn mit, einen stämmigen Burschen von sechs Fuß Höhe; nur der Magister der freien Künste war unverändert derselbe, trug seinen Sommerhut im Winter und seinen dicken Shawl im Sommer, ein wahrhaft tröstliches Bild der Philosophie, zu der er sich bekannte.

Die Dame mit der einen Tochter kam zwar noch. Aber die letztere war eine sittsame Jungfrau geworden, welche die Augen niederschlug und besonders seitdem der Sohn des reichen Metzgers im Local erschien. Es hatte sich nämlich im Laufe der Begebenheiten zwischen dem Magnaten von Wollank's Weinberg und der Dame vom Fliederhügel eine stille Freundschaft gebildet, die sich unversehens auf deren Kinder übertrug; und auch räumlich rückten sich die beiden Parteien näher, als der Metzger den Entschluß gefaßt, den Boden seiner Väter zu verlassen und eines von den schönen neuen Häusern in der Straße zu kaufen, die damals noch die Grabenstraße hieß und nachmals Königin-Augusta-Straße genannt wurde, zur Erinnerung daran, daß Ihre Majestät an schönen Winter- und Frühlingsnachmittagen hier zu promeniren liebte.

Diese Dinge und noch manche andere ereigneten sich, als ich eines Abends an dem Tische in der

Sophaecke, in welchem jetzt regelmäßig der Metzger mit seinem Sohn und die gemüthliche Frau mit der hübschen Tochter zusammen saßen, eine zweite junge Dame wahrnahm, die schönste, die sich jemals in diesem Locale gezeigt. Sie war elegant gekleidet, in der Mode der damaligen Zeit, und sie war ein so liebliches und zierliches Geschöpf, daß man das Auge nicht von ihr abwenden konnte — was außer mir auch noch der ledige Schachspieler zu empfinden schien, der in der That in einer seltsamen Aufregung war. Mehrmals hatte ich die junge Dame heimlich angeblickt, ohne mich auf sie besinnen zu können, als sie plötzlich — der ci-devant-Metzger mußte wohl eine besonders komische Geschichte zum Besten gegeben haben — laut auflachte. An diesem Lachen erkannte ich sie — es war dasselbe fröhliche Gelächter aus der Kinderzeit, das mich damals so geärgert und heute mit einem süßen Reiz der Wehmuth an den ersten Apfelkahn und die entschwundenen Jahre und die gefällten Pappeln erinnerte. Doch mitten in ihrem Gelächter hielt sie inne, die ältere der beiden Schwestern — ihr Blick streifte den vereinsamten Schachspieler, und sie erröthete, was zur Folge hatte, daß auch er ganz roth wurde.

„Aha, Mutter", flüsterte ich der Wirthin zu, die in diesem Augenblick die Runde machte, „daraus kann Etwas werden!"

„Aber sie müssen sich beeilen, wenn sie's in diesem Local noch fertig bringen wollen", erwiderte sie, „ich habe den Garten verkauft. Uebrigens ist sie jetzt ein reiches Mädchen — sehen Sie nur, wie sie sich trägt —, sie hat einen reichen Onkel beerbt, der sie auf seine Kosten hat erziehen lassen, und er (mit einem Blick auf den Schachspieler) ist seit gestern Stadtrichter."

„Eins wäre genug gewesen", bemerkte ich.

Aber die Wirthin zuckte die Achseln, indem sie sich mit den Worten entfernte: „Na, so'n Berliner Stadtrichter!"

Unter so glücklichen Auspizien habe ich die kleine Gartenwirthschaft zum letzten Male gesehen. Ich verließ Berlin für mehrere Jahre, und als ich von meinen Reisen heimkehrte und unterwegs, fast im letzten Augenblicke noch, beinahe Schiffbruch gelitten hätte, wie ich im Eingang dieses wahrheitsgetreuen Berichts erzählt habe, da war das kleine Wirthshaus niedergerissen, der Garten als Baustelle eingehegt, wie man ihn heute noch sehen kann, und nur noch eine von den drei Pappeln, die letzte, stand am äußersten Rande desselben. Oft von meinem Fenster aus habe ich nach ihr ausgeschaut; aus seiner Höhe herab hat dieser alte Baum jahrelang auf mich niedergeblickt, wenn ich bei der Arbeit saß, und mir gleichsam ermunternd zugenickt, wenn ich von derselben

aufstand. Oft in der Dämmerung sah ich seinen Wipfel hin- und herbewegt vom Abendwind, und dann war's mir ordentlich, als ob er leise spräche oder sänge — als ob Lieder durch seine starken Aeste zögen, Liebeslieder, Wiegenlieder, Lieder von häuslichem Glück und Frieden. Wie ein Andenken aus alter Zeit und eine Verheißung der Natur, die immer weiter hinausgetrieben wird aus dem steinernen Umfange von Berlin, war mir dieser Baum. Ich habe ihn geliebt, wie keinen zweiten Baum in Berlin — und heute ist auch er nicht mehr.

Als ich heute meinen Morgenspaziergang machte, da lag er da, geknickt, abgebrochen vom Sturm. Viele Menschen standen um ihn her, um den zerstückten Stumpf, der noch in seinem Tode einen frischen Erdgeruch ausströmte. Unter vielen Anderen erkannte ich auch die beiden schönen Schwestern — ansehnliche Frauen jetzt und von einem halben Dutzend Kinder umgeben, welche beladen mit Packeten und Schächtelchen vom Weihnachtsmarkte kamen. Ich hatte sie lange nicht gesehen und von ihrem ferneren Geschicke Nichts erfahren; aber es freute mich, daß wir uns wieder trafen, gleichsam bei dem Begräbniß dieses Baumes, der in ihre Kinderzeit und meine Jugend gerauscht. Die Eine hörte ich „Frau Stadtgerichtsrath" tituliren, so daß nicht nur an ihrer Identität, sondern auch an dem erfreulichen Avance-

ment ihres Gatten, des mehrerwähnten Schachspielers, kein Zweifel war. Was die Andere betraf, so war sie so rund und behaglich, daß ich sie von allen Männern der Welt keinem lieber gegönnt, als dem Sohne des Metzgers von Wollank's Weinberg, der sie denn auch seit Jahr und Tag die Seine nennt.

Jetzt kam auch noch der Philosoph in Shawl und Sommerhut. Er sah sich das, was man wohl die Leiche des Baumes nennen könnte, einen Augenblick an, erkundigte sich nach den näheren Umständen des beklagenswerthen Ereignisses und spendete dann den Leidtragenden den einzigen Trost, welchen seine Wissenschaft zu bieten hat, daß nämlich Pappeln und Menschen sterben müßten, wenn ihre Zeit gekommen. Damit ging er, und auch ich nahm bewegten Herzens Abschied von der letzten Pappel.

# Sonntag vor dem Landsberger Thor.

(Juni 1880.)

Einer meiner liebsten Sonntagsspaziergänge ist vor dem Landsberger Thor. Ich weiß wohl, daß das nicht die fashionabelste Gegend ist; und ich würde wahrscheinlich in einige Verlegenheit gerathen, wenn mir dort plötzlich ein Bekannter begegnete und mich fragen wollte: „Wie kommen Sie hierher? Was haben Sie hier zu thun?“ Ich wüßte nicht, was ich ihm antworten sollte. Doch das ist es eben, was mich dorthin führt: die vollkommene Gewißheit, einem Bekannten auf jener Seite der Stadt nicht zu begegnen. Ich könnte nach Sicilien oder dem Nordcap reisen und würde dort Bekannte treffen; ich bin auf der Insel Skye, der äußersten der Hebriden, nicht vor Bekannten sicher. Aber wenn ich vor das Landsberger Thor gehe, dann bin ich ein Fremder unter Fremden.

Oder — nein doch! Diese Menschen, Leute mittleren Standes zumeist, etwas mehr nach Oben, etwas mehr nach Unten, aber immer ordentliche Leute, bürgerliche Existenzen von der guten und be-

scheidenen Art, sind mir nicht fremd. Sie kennen mich nicht; ich aber kenne sie. Es macht mir das größte Vergnügen, sie zu beobachten, mit einem harmlosen Blick; an einem Tische mit ihnen zu sitzen, ein Wort aus ihrem Gespräch aufzufangen, ohne doch indiscret zu sein. Was gehn mich ihre Familienfreuden oder Sorgen, ihre häuslichen Feste oder Calamitäten an? Was kümmert's mich wohl, ob die dicke Bäckersfrau zu meiner Rechten morgen gutes oder schlechtes Wetter für ihre Wäsche haben, und ob der ehrenfeste Mann, der zu meiner Linken nachdenklich hinter dem Glase sitzt, den Proceß, welchen er gegen einen halsstarrigen Nachbar führt, gewinnen oder verlieren wird? Und doch fühle ich mich auf eine gewisse zutrauliche Weise in ihre Geheimnisse eingeweiht und nehme den lebhaftesten Antheil daran. Es thut mir wohl, das Leben einmal von einer anderen Seite zu betrachten, als wir es im Westen der Stadt zu sehen gewohnt sind; unter Solchen zu sein, welche sich niemals von den Angelegenheiten und Neuigkeiten der feinen Welt unterhalten, niemals einen von den Namen in den Mund nehmen, ohne welche wir uns kaum ein Gespräch denken können, und trotzdem ganz respectabel aussehen, ganz zufrieden sind und ihren Sonntag feiern, daß es eine Art hat.

Schon wenn ich in den Omnibus steige, der in

die Richtung gegen Osten fährt, bin ich halb und halb unter meinen Leuten. Nicht am Wochentag: denn der mit seiner mannigfaltigen Geschäftigkeit wirft Alles durcheinander, Nord, Süd, Ost und West. Aber am Sonntag ist es etwas Anderes; da sieht man keine Frauen mit Taschen oder Körben, keine Männer mit Kasten oder Handwerksgeräth. Wer am Sonntag fährt, der fährt zu seinem Vergnügen, entweder er will einen Besuch machen, oder er kehrt von einem Besuch zurück, wie der junge Schlossermeister aus der Krautstraße, der mit seiner Frau und seinen beiden Kindern den Fond des Wagens einnimmt. Diese Leute reisen immer in großer Familie, aber sie nehmen aus Sparsamkeit so wenig Platz als möglich ein: der Mann hat das kleine Mädchen und die Frau hat den kleinen Jungen auf dem Schoß; sie sind bei Freunden in einer der neuen Straßen in der Nähe des botanischen Gartens gewesen, haben die Taschen voll Kuchen und fahren nun recht fröhlich dahin durch die schönen Straßen und über die breiten Plätze des Westens von Berlin, die ihnen wie ein Wunder vorkommen (sie sind nämlich gebürtig aus Neu-Ruppin; ein richtiger Berliner, und wenn er auch am Verlorenen Weg wohnte, wo noch so gut wie gar keine Häuser stehen, würde sich nicht wundern). Ich bin mit meinen Neu-Ruppinern aus der Krautstraße noch

nicht bis an den Dönhofsplatz gekommen, so kenne ich ihre ganze Geschichte, einschließlich der Geschichte der beiden Kinder. Es nimmt mich übrigens für das tüchtige Ehepaar ein, daß weder er noch sie mir ein Hehl machen aus den weniger lobenswerthen Eigenschaften ihrer Sprößlinge: das kleine Mädchen sei immer neidisch auf den kleinen Jungen — eine Bemerkung, die allerdings durch die Thatsache bestätigt wird, daß die beiden winzigen Geschöpfe wieder Krieg angefangen haben und aufeinander losschlagen wegen eines Bretzels, den der kleine Junge gerade in den Mund stecken will. Die Mutter, die den Frieden liebt, beschwichtigt das kleine Mädchen, indem sie die Hälfte des Kuchens ihm giebt. Aber diese Gewaltthat empört wiederum das Herz des kleinen Jungen. Erst ist er still, dann giebt er einen Schrei von sich, dann noch einen und noch einen, und so fort, als ob er heute nicht mehr aufhören wolle. „Auf diese Manier schreit er manchmal die halbe Nacht durch," sagt die bekümmerte Mutter; und man sieht es ihrem schmalen, überwachten Gesichtchen wohl an, daß sie die Wahrheit sagt. Wieder ein Zug, der mir an dem Papa gefällt: er nimmt in seinem Herzen Partei für den Jungen, will's ihm aber nicht zeigen, wegen der Mutter. „Er hat ja so recht," sagt er, und dabei versetzt er ihm Eins auf die Knöchel, daß der kleine

Schreier (der diese Sorte von Liebkosungen wohl kennt) augenblicklich verstummt. Ueber dem Kopf seines Jungen aber sieht der Mann seine Frau mit einer triumphirenden Miene an, die zu sagen scheint: „Na, warte man! Wenn der erst groß ist! Der läßt sich auch nichts nehmen, was er einmal in der Hand hat!"

Am Mühlendamm steig' ich aus; der Wagen fährt rechts und ich gehe links. Dort drüben am Rande des weiten Beckens, welches hier die Spree bildet, liegt Neu-Kölln, Neu-Kölln am Wasser. Die Nachmittagssonne spiegelt sich in der schillernden Fluth und beglänzt am Ufer die friedlichen Häuser — auch das darunter mit der breiten, schweren Façade und dem massiven Thorweg. Das Haus ist mir wohl bekannt und in seinen dunklen gewundenen Gängen bin ich manchmal gewesen. Der alte Herr Grandidier hat dort gewohnt. Aber jetzt steht es einsam, andre Leute wohnen darin und seine Fenster, die von der Sonne leuchten, winken mir nicht mehr. Die Herren vom Mühlendamm aber sind noch immer dieselben. Die haben zweimal Sonntag in jeder Woche, Sonnabend und Sonntag, und der Sonntag ist für sie der bessere Tag. Da dürfen sie noch obendrein rauchen. Sie sitzen vor den halbgeöffneten Thüren ihrer Läden, aus alter Gewohnheit. Denn Geschäfte können sie nicht machen. Die schönen

Uniformen mit den blanken Knöpfen, die goldbetreßten Livreen und die Schlafröcke mit dem rothen Unterfutter ruhen in der Verborgenheit. Aber eine Gardine wenigstens ist herabgelassen mit der Inschrift in großen Buchstaben: „Hier werden Fräcke verliehen“. Unter den steinernen Bögen der Arcaden ist es hübsch kühl, da sitzen sie wie vornehme Herren, die sich's wohl einmal anthun dürfen, mit dem Hut auf dem Kopfe und mit Pantoffeln an den Füßen und einer Miene von Weltverachtung, die ich nur an Sonntagnachmittagen an ihnen bemerkt habe.

Der Molkenmarkt liegt in tiefem Schatten, und Sonne ist nur an den grauen Mauern jenes Hauses, in welches — glaub' ich — die Sonne niemals hineinscheint. Oder ist eine von den vergitterten Zellen, in diesen eng umbauten Höfen, in welche von oben her zuweilen eine Botschaft des Lichtes dringt? Die Haupteinfahrt ist geschlossen, als ob auch das Verbrechen noch einen Rest von Scheu vor dem Sonntage hätte; durch einen halbgeöffneten Seiteneingang sieht man den Posten im Hofe schildern und lässig auf der Treppe steht einer von den „Blauen“, wie die Schutzleute in der Sprache Derjenigen heißen, die in beständigem Krieg mit ihnen leben. Sonntagnachmittag in einem Gefängniß — Sonntagnachmittag auf dem Molkenmarkt . . . laß uns weiter wandern, lieber Leser.

Hier ist die Spandauerstraße und hier leuchtet uns nach wenigen Schritten schon das Rathhaus in all' seiner Herrlichkeit entgegen, der Stolz des Bürgerthums von Berlin. Das Roth dieses mächtigen Vierecks, flimmernd von Sonne, zeichnet sich wundervoll gegen den blauen Himmel ab und sein Thurm, ganz in Licht gebadet und golden angehaucht in dieser Stunde, steht recht wie ein Wahrzeichen da, nach dem der Wandrer sich richten kann. Er grüßt ihn, wenn er sich dem Centrum der Stadt nähert, ihrem Herzen und belebten Mittelpunkt; und sein röthlicher Schein bei Tag, seine erleuchtete Uhr bei Nacht sind ihm lang noch erkennbar, wenn er sich gegen Osten oder Norden entfernt.

Heut ist die Königstraße still. Die Läden sind geschlossen und die Häuser wie ausgestorben. Nur sonntäglichen Spaziergängern begegnen wir. Aber wie sehr dies Berlin eine wachsende Stadt ist, eine Stadt, die sich beständig verändert, verschönert, vergrößert, das sieht man auch am Sonntag, wenn die Arbeit ruht. Die Königscolonnaden und die Königsbrücke sind noch da, ein bewundertes Werk aus der Zeit Friedrich's des Großen; aber die Sandsteinfiguren und die jonische Säulenlaube, die so schön waren, als sie noch rein und weiß waren, sind inzwischen ganz verwittert, unter der Brücke ist kein Wasser mehr und sie selber wird auch bald nicht

mehr sein. Auf dem trockenen Bette des weiland Königsgrabens erheben sich die Structuren eines anderen Werkes, der Stadtbahn, welche so recht im Geist der neueren Zeit rücksichtslos fortschreitet durch unsere Straßen, zerstört, was ihr im Wege ist, und bald mit ihrem steinernen Ring uns umschlossen haben wird; auch eine Stadtmauer, aber eine andere, als die einst hier gewesen, eine, auf der Leben und Bewegung ist, die den Verkehr beschleunigt, welchen jene gehemmt hat. O, über die gute, alte Zeit, wo Jeder noch seine Bequemlichkeit und seine Ruhe hatte! Wo das, was man jetzt die allgemeine Wohlfahrt nennt, den Einzelnen noch nicht verhinderte, an die seine zu denken! Wo noch nicht so viel Menschen auf der Welt waren, und diejenigen, die darauf waren, noch nicht so viel Lärm machten! Wo noch Ruhe war in den Straßen und Gemüthlichkeit in den Häusern! Wo noch kein Gerassel von Omnibussen war und kein Geklingel von Pferdebahnen, keine Canalisationsarbeit, welche jahrelang bald hier, bald da die Stadt aufwühlt und in tiefe Gruben und unübersteigliche Sandberge verwandelt.

Wer damals, vor hundert und etlichen Jahren, seinen Sonntagnachmittagsspaziergang hierher gemacht hätte, der würde noch keinen Alexanderplatz gesehen haben; sondern die Contreskarpe war da und der Stelzenkrug war da und ehrsame Bürger waren

da, welche mit einem dreieckigen Hut und einem langen Zopfe, die tugendfesten Ehehälften am Arme, zu den umliegenden Gärten lustwandelten. Bedächtig war ihr Schritt und sauer der Wein, der sie dort erwartete; billig das Leben, geräumig ihre Stadt und die Zeit so wohlfeil, wie ein gutes Abendessen, welches — wenn es aus drei wohlgekochten Gerichten, mit Butter und Käse, bestand — nach unserm Gelde 1 Mark 20 Pfg. kostete. Das Einzige, was zu der Zeit theuer war, waren die Briefe, indem z. B. ein Brief „ins Deutsche Reich" (muß bis Duderstadt frankirt werden) 40, und einer nach Elsaß und Lothringen sogar 70 Pfg. kostete. Da sieht man, wie die Zeiten sich geändert haben. Außer Briefschreiben giebt es jetzt kein billiges Vergnügen mehr auf Erden; und dazu hält manch' Einer das noch nicht einmal für ein Vergnügen. Diese braven Philister und Pfahlbürger aber wußten, was sie thaten: sie schrieben Briefe so wenig als möglich, aßen zu Abend so viel als möglich, und dankten ihrem Schöpfer, daß er Alles so herrlich eingerichtet habe. Vielleicht kam um diese Zeit, aus einer Nebenstraße, „der Kaye längs dem Graben linker Hand", ein Mann in der Mitte seiner Dreißig, in Kniehosen, mit einem göttlich frohen Gesicht, welches gleichsam noch glühte von dem Widerschein schöner Gedanken, wie der Himmel über ihm von dem warmen Gold

der Junisonne. Dieser Mann, wenn er Wein trinken wollte, ging nicht in die Gärten vor dem Thore der Stadt; sondern er begab sich in ihr Inneres. Denn er verstand sich auf einen guten Tropfen und liebte die gute Gesellschaft und Beides fand er bei Maurer in der Brüderstraße, wo die „Quartbouteille guten Pontac“ 10 Sgr. und die Bouteille Champagner 1 Thlr. kostete. Gute Zeit, glückliche Zeit, wo Lessing seine „Minna von Barnhelm“ schrieb und die Flasche Champagner einen Thaler kostete! Die „Kaye längs dem Graben“, heute „Am Königsgraben“ genannt, bestand damals aus lauter neuen Häusern; die sind inzwischen alt geworden, wo der Graben war, ist die Stadtbahn, und die Berliner Dichter, wenn sie just auch keine Stücke mehr schreiben, wie Lessing, werden sich doch wohl hüten, da zu wohnen, wo er gewohnt hat.

Hier aber beginnt meine Gegend. Wo Lessing vorübergeschritten, rasselt ein Kremser aus Friedrichsfelde träge heran, und stellt sich an dem Springbrunnen auf. Hier in Sonne getaucht, dort in Schatten gelagert, liegt der Alexanderplatz und vor mir öffnet sich die Landsbergerstraße. Keine neue Straße, nach dem heutigen Begriffe; jedoch auch keine sehr alte. Denn was ist alt in Berlin, wirklich alt, außer ein paar Kirchen? Die Landsbergerstraße führt mitten hinein in die Königstadt, und

gleich links von ihr liegt ein Stück echten, alten Berlins, welches mit seinen Erinnerungen, wenn nicht mit seinen gegenwärtigen Gebäuden, weit in das Mittelalter zurückreicht: der Georgenkirchhof. Noch in der ersten Zeit des Großen Kurfürsten war hier Nichts als diese Kirche, ein Capellenbau aus dem 13. Jahrhundert, ein Pesthaus, nicht weit davon das Hochgericht, dazwischen einige Häuser, die Keimpunkte gleichsam und Ansätze künftiger Straßen und rings umher offenes Feld, Kornfeld und Haide, Gärten, Weinberge, Meierhöfe, ländliche Besitzungen in großer Zahl. Das Grün und der Wein und die Blumen, sowohl Flieder als Rosen, sind längst aus dieser Nachbarschaft verschwunden, in welcher jetzt eine fleißige Bevölkerung von Handwerkern wohnt; aber das Andenken an jene Tage des Wohlgeruchs und der Heckenwege lebt in den Namen des grünen Wegs, der Wein-, der Blumen-, der Flieder- und der Rosenstraße fort. Damals war noch der heil. Georg der Schutzpatron dieser Gegend; nach ihm hieß das Hospital und die Kirche, welche Mitte des 17. Jahrhunderts völlig außerhalb der Stadt lagen: „Domus Sti. Georgii extra muros". Auf einem Plane der Stadt aus dem letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten (1688) bemerkt man jedoch schon einige Bauten; in der That, seit dem Frieden von St. Germain bevölkerte sich der

Grund und Boden um die Kirche des heil. Georg und die entstehende Vorstadt ward nach ihm genannt: die St. Georgen-Vorstadt. Aber die Häuser stehen noch in weiten Zwischenräumen, hier eins und dort eins, umgeben von großen Gärten; eine Landstraße führt hindurch, auf dem Plane bezeichnet als „Straße nach Landsberg", und den Hintergrund schließen Sandhügel ab, so wie der Kreuzberg heute noch ist, nur breiter, ausgedehnter, den ganzen Horizont begrenzend, und mit vielen Windmühlen besetzt.

Nun aber kommt der Tag, wo der Sohn des Großen Kurfürsten sich feierlich zu Königsberg die Königskrone auf das Haupt setzt, der 18. Januar 1701, und der andere Tag, der 6. Mai desselben Jahres, wo König Friedrich Wilhelm I. seinen Einzug hält durch das Georgenthor, die Georgenstraße, die Georgenvorstadt. Vor dem jungen königlichen Glanze muß der heil. Georg weichen: das Georgenthor wird seit jenem Tage das Königsthor, die Georgenstraße die Königstraße und die Georgenvorstadt die Königstadt. Aber noch immer nennt sich nach ihm diese Parochie die Georgengemeinde, und sein Bild, ein güldner Reiter auf einem güldnen Roße, sitzt hoch über der St. Georgen-Apotheke in der Landsbergerstraße. Den Namen dieser Straße, welche von allen anderen Straßen der ehemaligen Georgenvorstadt das Andenken ihres alten Heiligen

so gut in Ehren hält, finden wir zuerst auf einem Plane aus dem Jahre 1710. Die gegenwärtig so beträchtlich lange Straße war damals noch recht kurz: sie reichte nicht weiter als ungefähr bis zur heutigen Kleinen Frankfurter Straße. Jedoch für die Bewohner, die sich hier allmälig angesiedelt, war die St. Georgenkirche schon zu klein geworden: wir müssen sie uns etwa denken wie die Gertraudtenkirche auf dem Spittelmarkt, die Spittelkirche, die wir ja alle so wohl kennen, die verurtheilt ist, vor der großen Berliner Pferdebahn zu sterben und die wir alle vermissen werden, wenn sie einmal nicht mehr da sein wird, obgleich sie nur ein winziges, häßliches Ding ist.*) Schöne Kirchen haben diese Köllner und Berliner der vorhohenzollern'schen Zeit überhaupt nicht gebaut; große auch nicht. Wie konnten sie wissen, diese Fischer und Bauern, daß Berlin noch einmal Etwas vorstellen werde! Glücklicherweise war viel Platz da; der war billig zu jener Zeit und ist es lange geblieben. Als ihnen die Kirchen zu klein wurden, rückten sie vor die Kirchen: auf dem Spittelmarkt, der damals der Gertraudtenkirchhof war, da wo jetzt die Normaluhr steht und die Schöneberger Omnibusse halten, ward jeden Sonntag Mittags 12 Uhr unter freiem Himmel ge-

*) Sie ist seitdem verschwunden.

predigt, auf dem heiligen Geistkirchhof standen drei Linden, unter denen man den Gottesdienst celebrirte, und auf dem Georgenkirchhof waren eine Kanzel, Kirchenstühle und ein Chor errichtet. Erst unter Friedrich dem Großen ward die Kirche gebaut, die wir heute sehen und deren Front die Jahreszahl trägt: „1779".

Inzwischen war aber auch die Landsbergerstraße nebst den umgebenden Straßen beträchtlich gewachsen; es waren just keine schönen Häuser, die man allhier erbaute, als Alles umher noch plattes Land war; sie haben Etwas vom märkischen Bauernhause, das mit dem behäbigen der gesegneteren deutschen Landstriche sich nicht messen kann, und nicht wenige von ihnen, in ihrem gegenwärtigen verwitterten Zustand und Verfall, sind noch schlimmer — Reste der Vergangenheit, denen man noch vielfach in Berlin begegnet, deren Fortexistenz man aber um so weniger begreift, als der Grund und Boden, den sie einnehmen, inzwischen so beträchtlich mehr werth geworden sein muß, als die Gebäude selbst. Nichts kann unwohnlicher und weniger einladend sein, als die langgestreckten Lehmhäuser dieser Art, die den Wanderer, bis in den Thiergarten hinein, daran erinnern, daß Berlin nicht immer die Stadt der Paläste gewesen, als die es uns heute erscheint. Niedrig, finster, mit nur einem Stock oder

vielmehr Erdgeschoß, mit vergitterten Fenstern, mit halb zugemauerten Fenstern, manchmal mit gar keinen Fenstern, sondern viereckigen Löchern, wie in einem Stall, stehen sie da, mit einer Miene von Trotz und Unabhängigkeit, zwischen den neueren Häusern, welche sie zu verdrängen keine Macht haben. Ob heute noch Leute darin wohnen? Ich glaube ja; und mehr als das: an einem derselben in dieser Gegend z. B. habe ich ein Schild mit der Inschrift gesehen: „Salon für kleine und große Gesellschaften“. An einem andern, hinter dem übrigens sich ein weiter Hof befand, las ich: „Elegante Brautwagen, Chaisen zu Festlichkeiten“. Das muß ein fideles Volk sein in diesen miserablen Spelunken, die man hier in den Haupt- und Nebenstraßen noch überall erblickt.

Deutlicher, weniger fragmentarisch als in den meisten anderen Straßen Berlins meine ich in den einzelnen noch unterscheidbaren Stücken dieser Landsbergerstraße, wie sie sich im Verlaufe von fast anderthalbhundert Jahren aneinandergefügt haben, den Fortschritt der Bauweise zu erkennen, von jenem Hause der äußersten Armseligkeit angefangen, aus welchem ehemals ganze Straßen bestanden, das sich aber jetzt nur noch in einzelnen Exemplaren erhalten hat. Von den Zwangsbauten Friedrich Wilhelm's I., der, wie man weiß, „den Häuserbau gar sehr pous-

siert", ist hier freilich Nichts zu bemerken, weder im nüchtern bürgerlichen noch im Prunkstil; denn dieser König dehnte seine Spaziergänge, deren jeder seine getreuen Unterthanen ein Haus kostete, nicht so weit aus, sondern beschränkte sich auf die Friedrichstadt. Dagegen erblickt man hier manch' ein hübsches Muster des decenten Wohnhauses aus der späteren Friedericianischen Zeit, das sich heute noch zwischen seinen Nachbarn ganz freundlich ausnimmt und, ein- oder zweistöckig, mit seinem bescheidenen Zierrath von Blumen und Figuren in Stuck an den Wänden lange das typische geblieben zu sein scheint, bis das doppelt so umfangreiche der Regierungen Friedrich Wilhelm's III. und IV. mit seinen drei Stockwerken erscheint und dort endlich, wo die Landsbergerstraße sich breit und prächtig gegen die Friedenstraße öffnet, die mächtigen Gebäudekomplexe aufragen, welche charakteristisch für Berlins jüngste Entwicklung sind. —

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Landsbergerstraße schon bis zur Gollnowstraße vorgerückt. Darüber hinaus waren Gärten und Weinberge. Was die Gärten betrifft, so sind sie langsam erst in neuerer Zeit unter dem vordringenden Häuserbau verschwunden. Hier herum, in dieser damals ganz ländlichen Gegend, hatten vor hundert Jahren viele Berliner ihre Sommerwohnungen. Nicht weit von hier, nach dem Frankfurter Thore hin, in

dem was zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Lehmgasse war und heute die Blumenstraße heißt, hatte Lessing's Freund, Friedrich Nicolai, sein Landhaus, welches der Enkel des trefflichen Alten in seinen „Jugenderinnerungen" so reizend und pietätvoll beschreibt. Die Blumenstraße erhielt ihren gegenwärtigen Namen nach den vielen Gärtnereien, die zu beiden Seiten hinter sehr primitiven Gartenzäunen in kleinen, bescheidenen Häusern angelegt waren; und noch in den zwanziger Jahren war es hier so still und einsam, daß man nach Sonnenuntergang kaum einen Menschen zwischen den dunkelen Hecken mehr antraf. Das holperige Steinpflaster und das Oellampenlicht reichten nur bis an den „Grünen Weg" — „der sternenklare Himmel glänzte über den stillen Gartenbäumen, und der Geruch der Bouché-schen Hyacinthenbeete wallte durch die kaum bewegte Luft." Die Familie Bouché — heute noch eine illustre Gärtnerfamilie der französischen Colonie — war hier allein durch vier bis fünf Mitglieder vertreten. Der „Grüne Weg" — jetzt eine sehr lange, vom Kleingewerbe bevölkerte, verkehrsreiche Geschäfts- und Fabrikstraße — ganze Strecken weit liest man Schild an Schild: „Wollenwaaren, Châles und Tücher" — war damals, vor sechzig Jahren, wirklich noch ein schmaler, von Bretterzäunen eingefaßter „Weg", in dem kein Haus, aber auch nichts „Grünes"

war, denn sogar das Unkraut wuchs daselbst spärlich. Wo jetzt die Häusermassen des Stralauer Viertels und der Louisenstadt einander an der Spree begegnen, waren damals auf dem rechten Ufer die Gärten, die wir Älteren theilweise noch gesehen und ebenso gut gekannt haben, wie den Sand und die dünnen Getreidefluren des Köpnicker Feldes auf dem linken. Aber an die Weinberge zu glauben fällt mir schwer. Ich habe niemals recht daran geglaubt, daß in diesen Weinbergen, von welchen in den alten Büchern fortwährend die Rede, wirklich Wein gewachsen ist. Doch muß dem wohl so gewesen sein, da der alte Friedrich Nicolai — der, was er sonst auch peccirt, doch nicht gelogen hat — in seiner Beschreibung Berlins erzählt, daß in dem ehemals Feldmarschall von Derfflinger'schen Weinberg, der in der Landsbergerstraße lag, anno 1740 die Weinstöcke erfroren seien. Was mich wundert, ist, daß sie nicht schon früher erfroren sind. Sollte man sich nicht unter den Himmel Italiens, in die lachenden Ebenen des Po oder in die gesegneten Gefilde der Brianza versetzt meinen, wenn man fortwährend von diesen crève-cœurs, den Berliner Weinbergen unterhalten wird und ein paar Seiten weiter in Nicolai sogar noch liest, daß vor dem Landsberger Thor rechter Hand eine Maulbeerplantage gewesen? Jetzt sind daselbst nur die Stallungen der Berliner Omnibus-

gesellschaft, und das scheint mir auch das rechte Ding für den rechten Platz zu sein. Hat Berlin sich wirklich so verschlechtert, oder fehlt es uns nur an dem Glauben, der bekanntlich Berge versetzt und es darum auch wohl mit Weinbergen und Maulbeerplantagen aufnehmen kann? Glückliche Vorväter! Sie bauten ihren Wein, sie spannen ihre Seide und sie krochen hernach vergnügt in ihre kleinen Parterrewohnungen, die halb unter der Erde waren.

Ein Hauch des Alterthümlichen schwebt um diesen Georgenkirchplatz, besonders an einem Sonntagnachmittag, wenn hier kein Durchgang und Verkehr ist, wenn die Kinder auf dem Rasen spielen, und die alten Leute, welche nicht mehr von Haus gehen, auf den Bänken sitzen, oder ein Genesender aus einem Fenster des Hospitals zu St. Georg dankbar in die Abendsonne schaut, deren immer mehr nach Oben entschwebender Strahl jetzt an den beiden gegenüberliegenden Häusern die Worte funkeln läßt: „Kornmesser'sches Waisenhaus", „Rücker'sche Stiftung". Mit dem Frieden der Kirche in der Mitte, und der Ruhe des Sonntags und der Fröhlichkeit der Kinder und dem Geruch des frischen Grüns ringsum mischt sich ein Gefühl wie von der Nähe guter, hilfreicher Menschen, das in der Luft zu liegen scheint und so wohl zu dieser Stätte paßt, die den Kranken, den Armen und den Waisen von jeher ge-

widmet war. Wo aber, in ganz Berlin, würde man nicht immer und immer wieder von diesem Gefühl ergriffen? Wenn man nur aufmerken will, wird man fast in jeder Straße den Spuren der Wohlthätigkeit und des Erbarmens begegnen. Manchmal, wie in der Großen Frankfurter Straße, sieht man in einer einzigen langen Reihe, Haus bei Haus, diese Anstalten für alte und kranke Mitmenschen — und ich erinnere mich wohl der Zeit, wo sie ganz in Grün und Schatten standen, als das, was jetzt die „Große Frankfurter Straße" heißt, die „Frankfurter Linden" waren — wie die Straße heute noch vom Volke, das in solchen Dingen hartnäckig ist, und auf den Schildbrettern der dorthin fahrenden Omnibusse genannt wird, obwohl dort lange keine Linden mehr stehen. Sie wurden 1872 gefällt. Aber ich habe sie noch gesehen, diese hundertjährigen Bäume, Pappeln und Linden, welche der Gegend etwas so Friedliches gaben; und sie fehlten mir sehr, als ich nach Jahren wiederkam. Jedoch die Häuser, die sie vormals mit ihrem ehrwürdigen Laubdach schirmten, sind auch heute noch da — hoch, luftig, geräumig; meist Stiftungen verstorbener Bürger, und vielfach solcher, die sich emporgearbeitet, self-made-men, die für ihre ehemaligen Handwerks- und Standesgenossen in dieser fürstlichen Weise gesorgt haben. Die Grundeigenschaft des Berliner Herzens ist Güte: nicht jene

schwächliche, die sich irgend Etwas gefallen oder nehmen ließe — nein, da fällt mir mein kleiner Berliner aus dem Omnibus wieder ein; sondern jene thatkräftige, die zu handeln bereit ist: ein offnes Herz und eine offne Hand. Kein Verschwender, ein vorsichtiger Rechner ist der Berliner, ein Quängler und Mäkler um jeden Pfennig, sei es in der Stadtverordnetenversammlung, sei es mit seinem Droschkenkutscher. Ein sparsamer Mann; aber manch' ein enormes Vermögen oder Theil eines Vermögens, das er auf solche Weise rechtschaffen erworben, geht als milde Stiftung in das Eigenthum der Stadt über, wenn er seine Tage beschließt. In einer solchen Stadt ist gut leben; denn man ist sich am Ende doch bewußt, selbst in dieser ganz modernen Zeit und mit all' ihren Auswüchsen, unter braven Menschen zu sein — und der Mensch ist die Hauptsache, nicht die Zeit. Das ist es, was mich auf diesen meinen Wanderungen durch die Stadt so sehr anmuthet: überall Menschen zu finden, mit denen sich ein trauliches Wort tauschen und im Vorübergehen reden läßt, ohne daß man von einander zu wissen braucht — mit den gesellschaftlich vielleicht unter uns Stehenden auf eine Weile zu verkehren, am Alltag sie bei ihrer Arbeit zu sehen und am Sonntag bei ihren harmlosen Vergnügungen, mich an einen Tisch mit ihnen zu setzen und selbst aus den Werken und

Hinterlassenschaften der Verstorbenen eine Stimme zu hören, die mich nicht unbewegt lassen kann.

Ein andrer Zug, der meine Spaziergänge mir angenehm macht, ist aus eigener Anschauung wahrzunehmen, wie trefflich in dieser Stadt für die heranwachsende Jugend gesorgt ist, Beides, für ihren Unterricht und ihre Gesundheit. Es bedürfte ja freilich dieser Bestätigung nicht, wo die Resultate so klar vor Augen liegen, und unser Schulwesen uns fast noch berühmter in der Welt gemacht hat, als unser Heerwesen. Aber doch ist es Etwas, das, was uns Außenstehenden meist nur ein Begriff ist, einmal leibhaftig vor Augen zu haben; und wo man hier und anderwärts in den Geschäfts- und Fabrikgegenden unsrer Stadt, zuweilen in einer recht dürftigen Umgebung, ein auffallend schönes Gebäude sieht, zumeist aus heimischem Material, Backstein und Sandstein, mit palastartiger Front, mit hohen und breiten Fenstern, mit vielem Grün entweder ringsum oder durch die Portale leuchtend von dem Hofe her, da kann man sicher sein, daß es eine Gemeindeschule ist, wie der prachtvolle Backsteinbau in der Elisabethstraße, oder das imposante Häusercarré in der Straußbergerstraße, in welcher sich obendrein noch eine städtische Volksbibliothek befindet. Ja, ja — die gute, alte Zeit hatte Manches, was uns dermalen abhanden gekommen; solche Schulhäuser aber hatte

sie nicht. Und dann an jedem schönen Sommermorgen diese Schaaren glückseliger Kinder zu sehen, bald der einen, bald der andern Schule, heute Mädchen in ihren bunten Kleidchen, morgen Knaben in ihren Turnjacken und mit Botanisirbüchsen über der Schulter, wie sie fröhlich aus den entfernteren Gegenden der Stadt durch den Thiergarten nach dem Grunewald und den Havelseen ziehen — wie sie truppweise marschiren, zwei und zwei, und ihre vierstimmigen Lieder singen, mit einem bescheidenen Mann an ihrer Spitze, der den Tact schlägt und in der Dankbarkeit und Freude seines Herzens über den herrlichen, freien Tag eine Cigarre dazu raucht . . . Achtung, meine Herren! Es ist der preußische Schulmeister, der hier still und fast unbemerkt an Ihnen vorübergegangen!

Solch ein Anblick macht mich froh für den ganzen Tag und der Gedanke daran begleitet mich bis hierher, wo wohl mancher von den kleinen Sängern seine Heimath haben mag. Sonntagsruhe herrscht in den schattigen schmalen Straßen, die sich vom Georgenkirchhof aus abzweigen. Sie scheinen von ihren Bewohnern verlassen. Nur hier und dort aus dem Keller herauf ist ein Mütterchen gestiegen, das mir mißtrauisch nachsieht, indem ich vorübergehe. Wie gerne würd' ich ihr einen guten Abend wünschen! Aber das geht nicht hier in der großen Stadt. Sie

würde vielleicht meinen, daß sie es mit Einem zu thun hätte, der es auf ihre Habseligkeiten abgesehen. Aus einem Fenster schaut ein sonntäglich geputztes Mädchen, aus einem andern ein hemdärmliger Mann. Vor dem Fleischerladen sitzt die behäbige Frau Metzgerin mit einer weißen Schürze, neben ihr der wohlgenährte Herr Gemahl und ein Nachbar. Hier tönt aus einem Hause Clavierspiel, dort aus einem Hofe die Drehorgel. Sonst ist es sehr still hier, wo man am Wochentag kaum vorwärts kommt auf dem schmalen Trottoir. Alles scheint ins Freie geflogen.

Nun auf einmal erscheint im Hintergrund eine dichte Masse Grüns; es ist der „Hain", wie sie in dieser Gegend den Friedrichshain nennen. Immer deutlicher tritt er hervor, man kann die Baumkronen schon unterscheiden, wie sie sich eine neben und über der andern wölben. Aber ich halte darauf, wie ein rechter Berliner „Cockney", wenn der Ausdruck erlaubt ist, meinem Ziele nicht auf Nebenwegen zu nahen. Wenn der Berliner vor das Landsberger Thor gehen will, so geht er durch die Landsberger Straße; das ist schon sein halbes Vergnügen. Und sie kann sich auch wohl sehen lassen, diese Straße mit ihren großen und ihren kleinen Häusern, wie sie grade durcheinandergewürfelt sind. Das Grün ist verschwunden, aber dafür haben wir diese malerischen Perspektiven, die ich liebe und selbst in diesen langen,

als nüchtern verschrieenen Berliner Straßen finde, wenn Licht und Schatten wechseln, wenn Seitenstraßen sich öffnen, in denen das anmuthige Spiel sich fortsetzt; wenn hier unter dem Thorbogen eines alten Wirthshauses ein Frachtwagen gesehen wird mit weißem Leinen bespannt, und dort ein lattenumzäunter Hof erscheint, wie eine Meierei mit Ackerwagen und Ackergeräth, mit Stallungen und Kühen, ein märkisches Idyll, wie Schmidt von Werneuchen es nicht besser hätte singen können und noch dazu vielleicht an der identischen Stelle, wo der vorhinnigen Excellenz, des Generalfeldmarschall Derfflinger's verfrorener Weinberg lag!

Allein ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man in dieser Gegend der Stadt für bürgerliche Meriten weit mehr Anerkennung und Dankbarkeit besaß, als für die militärischen. Von dem alten Haudegen, der am Landsberger Thor von seinen gewonnenen Schlachten ausruhte, erzählt hier keine Straße mehr. Dagegen verewigt der Büschingplatz und die Büschingstraße den Namen des hochverdienten Mannes, der siebenundzwanzig Jahre lang Director des Gymnasiums zum grauen Kloster war und durch seine classische „Erdbeschreibung" den Grund zu der neueren wissenschaftlichen Behandlung der Geographie gelegt hat. Hier in der damals ländlichen Gegend besaß er ein Gartenhaus und in seinem

eigenen Garten ward er bestattet. Erst im Jahre 1873 bei dem Durchbruch der Landwehrstraße durch die Gollnowstraße wurden der Garten, das Gartenhaus und das Grab beseitigt und die Gebeine Büsching's und der Seinigen nach dem Kirchhof der Georgengemeinde vor dem Landsberger Thor getragen, wo sie seitdem an bevorzugter Stelle ruhen. Die Lietzmannsgasse heißt nach einem angesehenen Berlinischen Bürgermeister dieses Namens, die Waßmannsstraße nach einem Zimmermann, der einen Gartenfleck seines Grundstücks, und die Gollnowstraße nach einem Stadtverordneten, der seine Scheune dem gemeinen Besten opferte. Wenn man dankbar zu jener Zeit war, so war man auch bescheiden: für eine Scheune hatte man die Unsterblichkeit! Unsere Stadtverordneten haben es nicht mehr so billig.

Jenseits des Büschingplatzes nimmt die Landsberger Straße einen überwiegend modernen Charakter an, es ist ihr neuestes und letztes Stück. Am Ende derselben stand noch bis vor etwa zehn Jahren das Landsberger Thor und eine Mauer schloß sich daran, welche nicht aussah, als ob sie irgend einem Feinde Trotz bieten könne. Das war denn auch freilich ihre Bestimmung nicht: sie war keine Fortificationsmauer, wie jene aus den Zeiten der Kurfürsten und ersten Könige, sondern diente den eminent friedlichen Zwecken der Schlacht- und Mahlsteuer. Doch engte sie die

Stadt ein und gab ihr ein unschönes Aussehen: schlecht gepflasterte und auch sonst nicht zum Besten gehaltene Wege, Communicationen genannt, vermittelten, dicht unter der Mauer, den Verkehr der Fußgänger von Thor zu Thor. Diese Mauern und Thore sind längst gefallen, und wenn man jetzt auf den Landsberger Platz kommt, so hat man einen wirklich großstädtischen Anblick vor sich: zu beiden Seiten ausgedehnt liegt eine prachtvolle neue Straße: die Friedenstraße — links, wo die Communication am Königsthor war, ihr vornehmerer Theil, mit wahrhaft herrschaftlichen Häusern an einer schönen Promenade; rechts, wo die Communication am Landsberger Thor war, eine Straße, wie einer von den Pariser äußern Boulevards, in der Mitte mit Bäumen bepflanzt und so breit wie in Berlin etwa nur noch die Straße Unter den Linden. Gegenüber, wo die Sandhügel waren, rauscht und weht und lädt in seine grüne Dämmerung der Friedrichshain, zieht sich in sanfter Steigung die Landsberger Allee den Berg hinan, und welch' ein Bild bunten, sonntäglichen Lebens in der Mitte! Da fahren die Pferdebahnen, da kreuzen sich die Wagen und die Omnibusse; da drängen sich die Menschenhaufen auf dem weiten, offenen Platz. Und dann wieder kann das Auge ruhen auf dem sommerlichen Grün des „Hains", um welches von Außen sich schwebende Festons von Rankengewächsen

schlingen. Es ist die Zeit des Jasmins und des Hollunders, und beide vereint senden ihren weißen Blüthenschimmer und ihre vermischten Wohlgerüche, den süßen und den herben, mir entgegen. Von Blumenbeeten umgeben erhebt sich das Kriegerdenkmal, auf seinen Tafeln von Erz schimmern im Lichte der sinkenden Sonne die Namen der Braven aus diesem District, die in Frankreich gefallen, und mitten drin bin ich jetzt in dem Sonntag der feiernden Menge. Doch diese Leute sind auch am Sonntag noch bepackt und beladen. Eine Frau schleppt ein Kind, das ihr auf dem Arme eingeschlafen ist, der Mann geht hinterher mit einem Blumentopf. Der Mann in dieser Gegend wählt sich, wenn er es irgend möglich machen kann, das bessere, das heißt: das leichtere Theil. Der „Hain" wimmelt von Kindern, die sich beim Spiele vergnügen: Kinder aus dem Volk, Mädchen im Kattunkleidchen, Knaben in linnenen Jacken. Die Mütter haben meist ernste, schmächtige Gesichter, auf denen die Spuren der Arbeit und des Nachtwachens zu lesen sind. Sie hören früh auf, jung zu sein. Alte Frauen sitzen mit dem Strickstrumpf auf den Bänken oder im Gras unter den Bäumen. Das sind Erscheinungen, die man nicht im Thiergarten sieht. Der Friedrichshain hat nicht das Privileg der Jahrhunderte, wie der Thiergarten. Dieser war ein alter, königlicher Forst

und mißt heute noch eine bis zwei Stunden im Umfang. Von unsren aristokratischen Quartieren begrenzt oder umgeben, gewährt er in seinem Schoße zu gewissen Stunden des Tages den Anblick der Eleganz, zu andren den der vornehmen Ruhe. Von ganz verschiedener Art ist der Friedrichshain: eine Schöpfung der Stadt, zur Säcularfeier der Thronbesteigung Friedrichs des Großen, dient er nicht dem Luxus, sondern allein dem Wohlergehen und der Gesundheit eines großen Theiles unserer Bevölkerung. Er trägt den Geruch des Grüns, den Sauerstoff der Waldluft in enge, dichtbewohnte Straßen. Auch unterschätze man nicht die moralische Bedeutung, welche die Nachbarschaft eines solchen Stückes Natur für den Großstädter hat. Der „Hain" ist eine Wohlthat für diese Gegend und ihr Stolz. Denn obgleich von geringerer Ausdehnung, als der Park im Westen, entbehrt er doch keineswegs der landschaftlichen Reize. Seine Bäume stehen in der Fülle der Kraft und sein hügeliges Terrain bildet eine wechselnde Scenerie, wie man sie nicht bald zum zweitenmal in Berlin hat. Gutgepflanzter Rasen gleitet sanft an den Abhängen nieder und bedeckt mit seinem hellgrünen Sammet weite Flächen; beständig öffnen sich neue Durchblicke, man wandert bergauf, bergab durch duftendes Gesträuch und kommt zuweilen an Stellen, so lauschig und einsam, daß

man meint, das Reh müsse heraustreten an den Rand der Lichtung. Dann wieder in einer Staubwolke, welche die Sonne vergoldet, bewegen sich hunderte kleiner Gestalten: Kinder sind es, die hier in der Mitte des Hains, um das Bronzebild unseres Königs, des großen Friedrich, den Ringelreihen tanzen, Festungen aus Sand bauen, sich haschen und entlaufen. Ehepaare und Liebespaare (denn auch diesen ist der „Hain" geheiligt) füllen die Bänke des Rondels; nicht weit davon ist ein hübsches Zelt errichtet, in welchem Milch zu haben ist, frisch von der Quelle, und auf einer Anhöhe, mit den Laubmassen und Wiesen zu seinen Füßen, steht in freier und luftiger Lage das städtische Krankenhaus, dessen rothes Mauerwerk weithin sichtbar ist durch das Grün; dessen stiller, weißer Hof auch die Kinder zur Ruhe mahnt, wenn sich eines von seinem Spielplatz hierher verirrt.

Noch ein stiller Ort ist hier und nicht leicht zu finden durch das umgebende Gebüsch, aber immer noch besucht in den Sommerabendstunden, wenn das langsam scheidende Licht die Herzen milder stimmt und die Seelen versöhnlicher. Es ist der Begräbnißplatz der in den Märztagen des Jahres 1848 gefallenen Kämpfer aus dem Volke. Wie trauerte Berlin, als dieser Zug von 183 Särgen, von der neuen Kirche her, durch seine Straßen ging, er voran,

der furchtlose Geistliche, Dr. Sydow, den ich in seinen letzten Lebensjahren noch so gut gekannt und so manchmal gesehen habe, wenn er, auch in seinem hohen Alter noch eine imposante, ehrfurchtgebietende Erscheinung, mir gegenüber, auf dem Balkon seiner Wohnung am Matthäikirchplatz, ein schwarzes Käppchen auf dem Silberhaar, friedlich zwischen seinen Blumen saß und — am Tage des Herrn — andächtig dem Orgelklang und Choral lauschte, die aus der benachbarten Kirche so lieblich durch den Sonntagmorgen tönen. Damals, an jenem Märzmittage, war seine Stimme laut und gewaltig, als er diese Todten wie „Samenkörner der Zukunft" in die Erde senkte; doch die Stimme ist verhallt und still auch ist es hier geworden. Den Soldaten, welche die Opfer dieser unseligen Kämpfe wurden, ist ein Nationaldenkmal errichtet worden im Park der Invaliden; diese hier haben kein anderes Denkmal als halbeingesunkene Gräber und da und dort einen verwelkten Kranz. Und es ist gut so; denn was wäre zu sagen von der eisernen Nothwendigkeit, welche den Einen Ruhm und den Andern Nichts gewährt als Vergessenheit? „'S gibt Gräber, wo die Klage schweigt." Ein immerwährendes Dunkel herrscht hier unter den dicht verschlungenen Zweigen, die selbst den Strahlen der Abendsonne den Zugang wehren und nur einen vereinzelten Tropfen des

rothen Lichts auf Kreuz oder Leichenstein versprengen. Denn ohne Unterschied der Confession ruhen die Todten hier, meist Männer aus den niederen und mittleren Ständen, Arbeiter jeder Art, Maschinenarbeiter, Kattundrucker, Buchdrucker, Buchhalter — nicht Wenige darunter, die den Anfang der Zwanzig kaum überschritten. Von Vielen, die hier bestattet worden, waren die Namen nicht mehr zu ermitteln — es sind die Gräber der „unbekannten Männer". Ebenso sind viele von den Inschriften unleserlich geworden; aber wo man sie noch entziffern kann, ist die Geschichte, die sie erzählen, rührend und kurz. „Hier ruhet mein lieber Mann" — „dem gefallenen Bruder" — „unserm guten Sohn, gestorben den 18. März 1848 für Freiheit und Recht an einem Schuß durch die Brust." Auch ein Mädchen liegt hier unter den Männern: „Unsere innigst geliebte Tochter und Schwester". Wer war sie? Führte Haß sie auf die Barricade oder Liebe, oder hat blinder Zufall die Kugel gelenkt, die sie getödtet? Und wer löst mir folgendes Räthsel: „N. N., wurde am 18. März 1848 in der Wohnung seines Stiefbruders von einem Manne durch einen Schuß tödtlich verwundet und starb am 20. März 1848". Eine Buche, die in der Mitte der Gräber steht, streckt ihre Aeste fast über den ganzen kleinen Raum. Ebereschen lassen ihre Zweige herabhängen und Fliedergebüsch

schließt sich an beiden Seiten zum Dach. Ein hölzernes Thürchen verwahrt den Eingang und auf den Planken neben demselben hat sich ein Pärchen niedergelassen, das von allen Plätzen des Friedrichshains sich diesen ausgewählt hat, um ungestört — zu lesen. Das Buch, welches sie in der Hand halten, scheint mir so wenig jenes von Lanzelot und Ginevra zu sein, als die Beiden, die es lesen, Aehnlichkeit haben mit Francesca und Paolo. Dennoch ahne ich, was geschehen wird, sobald die letzten Spaziergänger sich von den Gräbern entfernt haben. „An jenem Tage lasen wir nicht weiter.“

Nun den Hügel hinab, und wir sind wieder in der vollen Bewegung des Sonntags vor dem Thore, in der Landsberger Allee. Dies ist eine jener Berliner Vorstadtstraßen, die sich unbemerkt ins freie Feld verlaufen. Eine bejahrte Windmühle mit einem Müllerhäuschen steht neben einem ungeheueren Eckhaus neuester Construktion, welches zwanzig Fenster Front und fünf Stockwerke hat, gegenüber ist Baugrund, über welchem sich ein unbegrenzter Horizont wölbt. Die Schornsteine des böhmischen Brauhauses, zierlich wie die Thürmchen der Alhambra, ragen in die Luft neben den gewaltigen Schlöten der Patzenhofer'schen Brauerei. Gärten sind rechts und links, in welchen Tausende Platz finden können und heut, an dem warmen Sommersonntagabend, wohl auch

Platz gefunden haben. Wandernde Massen bedecken das Trottoir. Vier, fünf Weißbierlokale liegen hier in einer Reihe nebeneinander, jedes mit dem altehrwürdigen Motto: „Hier können Familien Kaffee kochen“. Die Zeit des Kaffees ist indessen vorüber und die des Abendbrotes gekommen. An langen Tischen unter den Kastanien haben sich ganze Haushaltungen niedergelassen und sprechen dem Imbiß zu, welchen die sorgliche Mutter aus Körben und Papieren herauswickelt. Denn in diesen Lokalen bringt man sich sein Essen mit. Außerdem kann man im Garten und vor demselben alles Mögliche zur Vervollständigung des Mahles haben: in dem Bretterhäuschen am Eingang „warme Würstchen“ frisch aus dem brodelnden Kessel, in der Bude gegenüber Kuchen und Gebäck, von der Alten auf der Straße Radieschen. „Et sind de letzten vor dies Jahr,“ sagt sie, „aber et is ooch wat Jut's.“ Die „Weiße“ geht von Hand zu Hand; selbst die Kinder, die sich im Hintergarten tummeln, kommen zuweilen gelaufen und nehmen einen Schluck, wobei sie das große Glas ganz kunstgerecht zu führen wissen. Neben dem Hausherrn steht noch ein Kümmel extra, neben der Hausfrau liegt nicht selten ein Milchfläschchen für den mitgebrachten Säugling, und fast auf jedem Tische sieht man einen Blumentopf. Im Hintergarten ist die Schaukel, die Würfelbude, die

x das letzte war das von STEFFENS, zwischen Langen Beck- Virchowstr [Gr ~ 1935]

Kegelbahn, die Rutschbahn, die Kaffeeküche mit Waschkörben voll Tassen und Kannen, und ein Verschlag, hinter welchem Hühner gackern, Tauben fliegen und ein Hund an der Kette liegt. „Der Hund beißt,“ ist mit großen Buchstaben an die Bretterwand geschrieben. Zufrieden und mäßig sitzen diese Leute beisammen. Die Frauen stricken, die Männer spielen Karten. Kein übermäßiger Lärm und Tumult ist hier wie vor den Thoren im Norden und Süden Berlins; und am Montag, wo doch sonst überall „blau“ gemacht wird, sind diese Locale fast leer. Die Bevölkerung des Nordostens ist eine gesetzte. Man sieht es diesen Familien wohl an, daß sie, wenn nicht Ueberfluß, doch auch keinen Mangel haben; daß das Handwerk sie nährt. Ihre Vergnügungen sind von einer ruhigeren und solideren Beschaffenheit, als diejenigen der meisten andern Vorstädte, und die Landsberger Allee hat Nichts von dem jahrmarktsartigen Aussehen der Hasenhaide und wenig von den künstlerischen Verlockungen des „Praters“ vor dem Schönhauser Thor. Indessen ganz darf dergleichen nicht fehlen, wo man sich am Sonntag vor dem Thore belustigt. Kinder, Dienstmädchen und Lehrjungen wollen doch auch ihren Theil haben, und wenn man einen Hof durchschreitet, vor welchem ein Steinmetz Grabdenkmäler und knieende Engel aufgestellt hat, so kommt man auf

einen offenen Platz, der am Alltag still, am Sonntag aber äußerst belebt ist. Da dreht sich das Carroussel, das über und über mit Glasflittern behängt ist, und „Pluto, der Höllensohn" erscheint mit nackten Armen, in einem karmoisinfarbnen Tricot und eine feuerrothe Hahnenfeder an der Mütze. „Sie werden sagen", ruft er aus, „wie es möglich ist, daß ein menschliches Wesen, geschaffen aus Fleisch und Blut, geschmolzenes Blei trinken und ein glühendes Eisen mit seiner Zunge kühlen kann." Es muß aber doch wohl möglich sein; denn nicht wenige Neugierige, die lange gezögert, diesem letzten Appell aber nicht widerstehen konnten, folgen ihm, als er unter der Gardine seines Zeltes verschwindet, um das Wunder zu verrichten. Ein anderes Publicum hat sich um einen Tisch versammelt, hinter welchem ein Mann steht in einem hellcarrirten Sommeranzug, mit einem gestrickten rothen Fez auf dem Kopf und einer blauen Trobdel daran. Der Mann hat eine Elektrisirmaschine und daneben einen Kasten, der mit einem Tuch verhüllt, mit Photographien schöner Jünglinge und Jungfrauen geschmückt ist und die Inschrift trägt: „Ein Blick in die Zukunft." Dieser scheint für die Dienstmädchen, welche das Geheimnißvolle lieben, die größere Anziehungskraft zu haben. Der Mann spricht in einem salbungsvollen Tone, wie Propheten thun; aber immer dazwischen, namentlich

wenn die Lehrjungen ihn ärgern, fällt er in seinen Berliner Jargon zurück; denn sowohl er, als Pluto, der Höllensohn, sind mit Spreewasser getauft. Den Geist, welcher in dem verhängten Kasten administrirt, nennt er den „kleinen Mann von Amsterdam"; und er redet ihm zu: „komm herauf, kleiner Mann, komm herauf." Dann wendet er sich an sein weibliches Auditorium: „Hier können Sie sehen, ob Sie Glück haben in der Liebe, in der Ehe, oder in der Lotterie. Vielleicht haben Sie Anverwandte ... wart' ick will Dir, verfluchter Junge, willste woll nich drängeln — Marsch 'raus mit Dir, oder ick steche Dir Eene, det De fliegen sollst wie'n Luftballon — — Vielleicht haben Sie Anverwandte in Amerika, über Land oder Meer, oder es stirbt Ihnen eine alte Tante und hinterläßt Ihnen ein paar hundert Thaler Geld. Oder vielleicht kommt ein alter oder neuer Liebhaber; ich brauche nur zu sagen: kleiner Mann von Amsterdam, und Sie erhalten einen Brief, signalisirt, photographirt und adressirt." — Hierauf wendet er sich zu der Elektrisirmaschine. „Wer von den Herrschaften will sich einmal elektrisiren lassen. Das stärkt die Nerven, ist gut für den Rheumatismus, für Leib-, Kopf- und Zahnweh und kostet nicht mehr als zehn Pfennige die Person." Ein junger Mann tritt vor, legt seinen Obolus auf den Teller und wird elektrisirt. Aber obwohl der Künstler mit dem rothen Fez die

Kurbel dreht, bis ihm die Stirne feucht wird, behauptet der junge Mann, er fühle noch immer Nichts. Ich habe das Ende dieses interessanten Experimentes nicht abgewartet; denn unaufhörlich wogen die Menschen hin und her und tragen mich unaufhaltsam in ihrem Strome mit fort.

Kaum Einer von ihnen, der nicht einen Blumentopf in der Hand hält. Die Liebe dieser Leute zu den Blumen ist so groß, daß Blumenstöcke in jedem Weißbiergarten ausgewürfelt werden oder um ein Billiges zu kaufen sind. Es sind natürlich nur die geringern Sorten, die man hier sieht, meist Fuchsien, Nelken und Goldlack; aber Alles ist voll davon und überraschend die Menge von Blumenläden und Blumenkellern, die fast Haus bei Haus in dieser Gegend das Trottoir stellenweis in ein Blumenparterre verwandeln. Und noch Eins wird Demjenigen auffallen, der zuerst an einem Sonntage hierherkommt; wer unter den ihm Begegnenden keinen Blumentopf trägt, der wird sicher, Alt oder Jung, Mann oder Weib, Mädchen oder Knabe, eine Gießkanne in der Hand haben. Es ist ein schöner Gräbercult, der hier vor dem Thor an den Sommersonntagen gefeiert wird. Hier draußen sind die großen Kirchhöfe der Georgen-, der Parochial- und der Petrigemeinde, und sie alle, namentlich aber der erstere, sind bis Sonnenuntergang mit Hunderten

von Menschen gefüllt, welche den Rasen und die Blumen der Gräber begießen und zum stillen Besuch Derer kommen, die darin schlafen. Von einer ernsten Schönheit ist der Petrikirchhof; eine dunkle Lindenallee beschattet ihn und unter dem Grün verschwinden fast die Denkmäler. Der Parochialkirchhof dagegen schimmert wie ein Garten, wie ein Rosengarten in dieser mittsommerlichen Zeit, und hohe Bäume, majestätische Pappeln rauschen darüber im Abendwind. Der Kirchhof der Georgengemeinde ist der größte, und da er vorzugsweise der dieser Gegend ist, auch der besuchteste. Gleich vorn, dicht neben dem Eingang, an besonders geehrter Stelle, von einem Gitter umfaßt, erhebt sich das Grab, in welchem Büsching mit den Seinen ruht, und die Grabsteine, welche man von der Gollnowstraße hierher gebracht, sind an der Mauer befestigt worden. Sie sind mit einem Porträt Büschings und Figuren in halberhabener Arbeit bedeckt, die man nicht gerade für Kunstwerke halten kann. Die von Büsching's Amtsnachfolger Gedike verfaßte Grabschrift: „Hier im Schoß der Erde schlummert ihr Beschreiber", habe ich nicht mehr finden können. Es soll noch eine alte Anverwandte der Familie leben und zuweilen hierherkommen, um nach den Gräbern zu sehen. Sonst schlummern keine Berühmtheiten hier, da diese vielmehr von je, wie man weiß, im Westen

Berlins gelebt haben, gestorben und begraben sind. Aber mancher tüchtige Mann, manche brave Frau ruht hier nichts destoweniger; Männer und Frauen, deren Ruhm darin besteht, ein gutes und nützliches Leben geführt zu haben, und die darum in den Herzen der Ihrigen, wenn nicht in den Blättern der Geschichte, fortleben. Viele von den besten Namen des alten und eigentlichen Berlins, seines Handels- und Gewerbestandes, liest man auf diesen Grabsteinen; und man sieht es diesen Gräbern wohl an, daß die Liebe, die sie geschmückt hat und täglich neu pflegt, durch keinen Zwang der äußeren Verhältnisse beschränkt wird. Auch Denkmale, die durch ihre geschmacklose Ueberladenheit auffallen, sind nicht hier. Aber der kostbarste Blumenflor prangt, so weit man blicken kann. Pinien und Cypressen wachsen neben den Gräbern, und Palmen und Orangenbäume stehen in mächtigen Kübeln daneben. Jede Grabstätte gleicht einem kleinen grünenden, blühenden Garten, welcher durch ein zierliches Kettchen abgeschlossen wird; manche Frau sitzt hier gern in Gedanken, wo jetzt die Bank steht und einst, zur Seite des voraufgegangenen Gatten, auch sie ruhen wird. Kaum ein Grab, an welchem nicht liebende Hände geschäftig; mit dem Schwarz der tiefen Trauer mischen sich in den Baumgängen die lichteren Sommerkleider, die Gießkannen wandern hinauf und herunter,

während die Sonne sich strahlend zum Niedergang neigt über dem Friedrichshain.

Und soll ich an dieser kahlen, schwarzen Bretterwand vorübergehen, welche sich zwischen dem Georgenkirchhof und den beiden andern eine Strecke weit die Friedenstraße hinabzieht? „Städtischer Begräbnißplatz" steht über dem niedrigen Pförtchen, welches wohl nur angelehnt ist, aber doch selten geöffnet wird. Denn es ist der Armenkirchhof — und wer kommt zu den Armen, wer besucht sie — mögen sie nun leben oder todt sein? Keine Blumen, keine Gießkannen — nur vereinzelt ein paar Menschen, die sich in dem öden Raum zu verlieren scheinen. Die hier ruhen, die Meisten von ihnen, mögen wohl weder Freunde noch Verwandte haben; sie lebten einsam und sie starben einsam in dieser großen Stadt und die Stadt ließ sie hier begraben. Was konnte man mehr für sie thun, als ihnen diese paar Fuß Erde geben — ihnen, die bei Lebzeiten nicht einmal so viel hatten? Und doch ist es ein trauriger Anblick, sie so daliegen zu sehen, ohne Hügel, ohne Rasen, Grab flach neben Grab, jegliches mit einem schwarzen Pfahl zu Häupten und einer Nummer daran. Wer nennt auch die Namen der Armen und was kann es nützen? Sie kommen, sie gehen, ihre Spur ist verloren. Welch ein elend Ding das Leben ist, wenn die Tröstungen der Natur, der Liebe, der Schönheit ihren

täuschenden Schein nicht darüber ausbreiten, das sieht man auf solch' einem Armenkirchhof. Sogar die Bäume, die da und dort herumstehn, sind vom Blitze gespalten und haben kein Grün mehr. Wüst ist diese Stätte; nackt auch im Sommer. Das schöne Wort Victor Hugo's: „l'été c'est la saison des pauvres“ ist nicht wahr für die Todten. Unkraut wuchert umher und Gestrüpp, Riedgras mit Brennnesseln untermischt; Steine liegen zusammen mit Wurzeln abgestorbener Bäume, die Wege sind aufgewühlt und im Sande muß man waten, wenn man zu den Gräbern will. Manchmal sieht man eine Reihe von sechs oder sieben, die noch nicht einmal ordentlich wieder zugeschüttet sind. Nur selten ist ein Kreuz von Eisen, dessen Inschrift aber längst unleserlich geworden. Die paar Blumen und welken Kränze kann man zählen. Häufiger ist ein seidenes Band mit Worten bedruckt wie diese: „Trauer ist unser Loos“. An einem der Gräber sah ich ein schwarzes Brettchen, auf welches eine nicht sehr geübte Hand mit weißer Oelfarbe geschrieben hatte: „Hier ruhn die geliebte Mutter und Schwester.“ Auch hier kein Name, wie wenn der Sohn, der Bruder mitten in seinem Schmerz gefühlt habe, daß es sich für den Armen nicht zieme, seinen Namen auf das Grab zu setzen. Eine schauerliche Trostlosigkeit weht über diesem Gottesacker, und es ist

doch auch „Saat von Gott gesä't, am Tage der Garben zu reifen“. Aber wo bleibt die Hoffnung, wenn das Vertrauen fehlt, wo selbst der Glaube, wenn die Seele stumpf, das Gemüth öde geworden; und wer vermöchte solchen beunruhigenden Fragen auszuweichen, auf welche diese tausende von namenlosen Gräbern ihm wahrlich keine Antwort geben!*)

Jetzt ist die Sonne hinunter und nur noch das Abendroth flammt an den Himmelssäumen; ein langes, warmes Abendroth, welches die Häusermassen von Berlin mit einem sanften, schwindenden Roth färbt. Dies ist die Stunde, wo hunderte von Gasflammen auf einmal mit ihrem weißlichen Licht zu kämpfen beginnen gegen die Dämmerung des Sommerabends, welche nur langsam scheidet und im Verblassen noch die Schildinschriften in den Straßen matt erglänzen macht. Dies ist auch die Stunde, wo ich meinen Sonntagsspaziergang in dem schönen Garten des Böhmischen Brauhauses zu beschließen pflege. Da bin ich unter Handwerksmeistern, Hauseigenthümern, Kaufherren, Fabrikanten, lauter guten Genossen und decenten Leuten, welche, wenn sie die Woche hindurch ihr Werk gefördert, sich am Sonntag auch Etwas gönnen mögen, und welche, wiewohl sie

---

*) Der hier geschilderte Armenkirchhof ist im Jahre 1881 geschlossen worden.

von dem letzten Grund der Dinge wahrscheinlich nicht mehr wissen, als ich, dennoch recht vergnügt und wohl bei Leibe sind — Männer außerdem, die gar nicht wenig vorstellen in ihrem Bezirke und der Stadt. Sie zu sehen ist ein Trost für mich. Sie haben schmucke Frauen und hübsche Töchter, sie lassen sich ihr Beefsteak schmecken und trinken ihr Seidel dazu, sie rauchen ihre Cigarre, zahlen, wenn's elf geschlagen und gehen nach Hause, wie die Väter vor ihnen gethan und die Kinder — will's Gott — nach ihnen thun werden. Durch die Bäume des Gartens schimmert der blaue Himmel, über das offene Feld herauf kommt der Mond; und da mag man nun sagen, was man will: so lang es noch frohe Menschen giebt, ist gut sein auf der Welt. Wir können an ihrem Laufe Nichts ändern und das Bild eines mäßigen bürgerlichen Glücks ist mir das liebste von allen Bildern aus dem Berliner Leben.

# In den Zelten.

(August 1882.)

Immer, wenn ich an einem dieser schönen Sommervormittage, vom Fenster meines Arbeitsstübleins aus, über dem dunklen Grün des Thiergartens, der wie ein Forst zu meinen Füßen liegt, weit weg im Nordosten und dem Blau des Morgenhimmels die Victoria der Siegessäule leuchten sehe: dann trete ich frohen Muthes an meinen Schreibtisch, reibe mir vergnügt die Hände und spreche zu mir selber: „Wir werden heut' einen guten, warmen Tag haben, und heut' Abend . . . . aber ich sage nichts, ich sage nichts!"

Und wenn es nun endlich Abend geworden — denn ach! so ein heißer Sommertag ist lang in Berlin, — wenn die Rouleaux und Gardinen und Jalousien und wie die Dinge alle heißen, durch die man sich in dieser Stadt gegen die Gluth des Mittags verwahrt, wenn sie, sag' ich, in die Höhe gezogen, gerollt und gewickelt sind und durch das geöffnete Fenster zuerst wieder ein kühler Hauch von draußen heraufweht: dann mach' ich mich so unfehlbar auf den Weg, als dort über dem schrägen Dach

des Nachbarhauses die Sonne niedergeht. Dann nehm' ich meinen Flurschlüssel und meinen Hausschlüssel, meine Cigarren, meinen Hut und meinen Stock und — wenn es sich für einen Mann in meinen Jahren schickte, wahrhaftig, ich würde, während ich die Treppen hinabsteige, singen — irgend ein schönes Volks- und Wanderlied. So wohl ist mir jedesmal, wenn ich meine Bücher in den Schrank stellen und meine Schreiberei liegen lassen kann, wenn ich vor der Thür meines Hauses stehend, mir die Frage vorlege: „Wohin nun, mein Freund? Ganz Berlin gehört Dir; entscheide, triff Deine Wahl!"

Gott sei Dank! — ich bin nicht der heilige Antonius und Niemand, weder der Teufel noch auch ein Engel, will mich in Versuchung führen. Ich bin ein Mann in gesetztem Alter, von bescheidenen Ansprüchen, von zufriedener Gemüthsart und conservativer Gesinnung, soweit es sich nämlich um die Spaziergänge handelt; ein wenig träumerisch, hier und da stehen bleibend, wenn ein hübsches Paar vorübergeht oder ein Eichhörnchen über den Pfad schlüpft, ein wenig nachdenklich und manchmal sentimental; sonst aber ohne Harm, und meine Vergnügungen sind von der unschuldigen Art.

Ich schlage gleich den Fußweg mir gegenüber ein, er führt mich mitten in den Thiergarten hinein, und ich verschwinde hinter seinem Gebüsch, wie hin-

ter einer Coulisse. Diesen Weg geht Niemand; hier bin ich allein. Die Andern lieben die Sonne, die Helligkeit, die breite Straße, den Lärm der Promenade, den Luxus der Toiletten, Equipagen, Pferde, Reiter und Reiterinnen; ich liebe den Schatten, die Dämmerung, den schmalen Heckenweg, die Stille, die Einsamkeit, ich kenne jeglichen Baum in dieser Gegend und ich meine, daß er auch mich kennen müsse, so vielmals in den vielen Jahren haben wir einander schon gesehen, Winter und Sommer, bei gutem Wetter und bei schlechtem. Ich war noch ein Student, da ging ich hier schon und Freunde gingen mit mir, die jetzt — Gott weiß wo in der Welt sind. Hier, am Goldfischteich, wie manchmal haben wir gesessen und die liebreizende Göttin angeschaut, die der Liebe, mit dem wehmüthigen Zug im Antlitz, der es noch holder macht; mit jenem schmerzlichen Lächeln um die „schöngereimten" Lippen, als wolle auch sie fragen: „Und nachher?" Sie steht noch immer da, die holde Schwester der Medicäerin, und lächelt noch immer, wie vor zwanzig und dreißig Jahren — Eis und Schnee, Regen und Sonne, Frost und Blüthen sind über ihrem zierlichen Haupte dahingezogen. Die Götter werden nicht alt, und um ihre Füße, wie damals, spielen die Kinder, und auf den Bänken, unter Rosen, sitzen Liebende, welche den Anbruch der Sommernacht erwarten und vorüber, Arm in Arm,

gehen ein paar Studenten, von denen einer vielleicht in wiederum dreißig Jahren hier ähnliche Betrachtungen anstellt.

Nun kreuz' ich die Charlottenburger Chaussee, auf der damals in weiten Zwischenräumen ein Omnibus und ein Kremser sich zeigte, und auf der heut' das unaufhörliche Hin und Her und Geklingel zweier Pferdebahnen ist. Rechts durch das Brandenburger Thor, dessen Viergespann im sonnigen Aether funkelt, blick' ich in die Stadt, auf den Pariser Platz und unter die Linden, wo der Dunst des Tages und das Licht der untergehenden Sonne jenen eigenthümlichen Rosaschimmer weben, der noch lange an den Häusern zu haften scheint und die stolzen Fronten, bis tief hinein, wie die Gipfel eines Berges färbt. Gerade vor mir steht die Siegessäule — von allen Siegesdenkmalen Berlins, wenn nicht das künstlerisch untadelhafteste, so doch dasjenige, welches am Meisten uns gehört — uns, den Lebenden, unsere Säule, „la colonne“, die Säule von Berlin, wie die des Vendômeplatzes die Säule von Paris. Jetzt, wo der Purpur des Abends über sie strömt, glüht die Schlachtenjungfrau dort oben vom Scheitel bis zur Zehe; der Helm lodert, die Standarte blitzt, das eiserne Kreuz strahlt und ihr Lorbeerkranz blüht wie von hineingeflochtenen Feuerlilien, während die flammenden Flügel sich weit spannen, als bedürfe

es nur des leisesten Anstoßes, und der Fuß hebt sich von der Kugel und sie wird aufs Neue fliegen — gegen Westen, gegen Osten . . . wer weiß es? Und wer durch die Siegesallee geht, dem flimmert es vor den Augen von Gold und Farben, von Erz und Marmor, bis er — fast geblendet — beim Näherkommen über dem funkelnden Unterbau von polirtem Granit und in dem dreifachen Gürtel vergoldeter Kanonen die Trophäen dreier Feldzüge unterscheidet. Dreimal haben diese Kanonen gedonnert und in sechs Jahren der Welt im Allgemeinen und diesem Königsplatz insbesondere ein anderes Aussehen gegeben — bunte Siegesmosaiken, wo früher nichts, oder ärger als das Nichts, wo Sand und Wüstenei war, metallene Reliefs, eine ganze Walhalla von Heldengestalten im preußischen Waffenrock. Leben von unserm Leben, Blut von unserm Blut. Und sammetne Rasenflächen ringsumher, so weich und grün, so sanft beschienen von der Abendsonne, Teppichbeete mit Blumen und Pflanzen in brennendem Roth und ernstem Braun und lichtem Blau, blühendes Gebüsch, zwei Springbrunnen — hier Raczinsky,*) dort Kroll,

---

*) Im Frühling 1884 ist das allen Berlinern so wohlbekannte kleine Palais niedergerissen worden und auf dem weiten Terrain erheben sich jetzt schon (August 1885) die Grundmauern des Reichstagsgebäudes, zu welchem hier am 9. Juni 1882 in feierlicher Weise der Grundstein gelegt ward.

vor mir das aristokratische Quartier, das Generalstabsgebäude, wo Moltke wohnt, das Palais des Herzogs von Ratibor, die Bismarck-, die Moltkestraße, das Octogon des Panoramas von Gravelotte und St. Privat — und im Hintergrunde die stille, dämmernde Masse des Thiergartens.

Unter dem Thorbogen von Kroll werden schon die frühen Lämpchen angezündet, welche mit ihrem matten Licht wie gelbe Punkte auf dem Goldgrund des Abendhimmels stehen. Sie werden heller, je mehr der Tag verblaßt; Kroll am Abend gehört den Fremden und nur am Sommermorgen, in den frühen Stunden von sechs bis acht, gehört er uns, den Berlinern. Dann wird hier Brunnen getrunken — eine sehr ernste Affaire bei Krolls. Dann lustwandelt hier unter den Bäumen eine bedächtige Schaar von Männern und Frauen, mit Bechern in den Händen oder mit Henkelgläsern, in welchen Karlsbader Sprudel dampft oder Marienbader Kreuzbrunnen perlt, — da und dort auf dem Tische steht noch von gestern ein Bierseidel, an den Bäumen prangen große, rothe Zettel: „Theodor Wachtel in den Hugenotten" — dazwischen kleinere weiße: „Sherry-Cobbler" und „Erdbeer-Bowle" und hinten an der Mauer sitzt ein langes Placat. In den Beeten stehen die Blechtulpen und die Blechpelargonien und ein Storch von Blech und über uns die

weißen Glaskuppeln blinzeln, als ob sie sich den Schlaf noch nicht aus den Augen gewischt hätten, während wir unabläßig und nüchtern auf- und abpromeniren mit der gesetzten Miene von Kurgästen, die alle paar Minuten die Uhr herausziehen und an nichts denken, als an den guten Kaffee, der sie erwartet, wenn sie ihr Werk gethan.

Aber es ist Abend und andere gute Dinge stehen uns bevor. Kommt nur, folgt mir; wir gelangen, wenn auch auf Umwegen, schon ans Ziel. Ich bin nicht Einer von Denen, die sogleich, nachdem sie vor die Thüre getreten, sich wieder setzen müssen und nach dem Kellner rufen. Ich liebe die Ordnung; Alles zu seiner Zeit. Ich habe gesagt, daß ich conservativ sei; doch ich ehre die Verfassung und lasse mich nicht abbringen, weder nach Rechts, noch nach Links, von meinem verfassungsmäßigen Spaziergang. Hier denn ist eine Allee von uralten Bäumen, Eichen und Linden, schon dunkel, da das scheidende Sonnenlicht das hundertjährige Laubdach kaum noch durchdringt. Dieses ist die Zeltenallee, vormals die Kurfürstenallee geheißen; und hier gingen die Großväter unserer Väter, wenn sie des Abends nach den Zelten wollten. Ehrbare Männer waren es, mit dreieckigen Hüten, mit Zopf und Perrücke, mit langen Rohrstäben in den Händen und mit einem bedachtsamen Schritt, wie Männer, welche Zeit haben und ihre Würde ken-

nen. Wenn sie miteinander redeten, so sprachen sie, wie gute Bürger, von ihrem Könige, Friedrich dem Großen, der damals schon ein alter Herr war und in Sanssouci residirte; waren sie Gelehrte, so sprachen sie von Voltaire und der Encyklopädie, waren sie Kaufleute, so sprachen sie von der Königl. Generaltobaksadministration, vom Zucker- und Kaffeezoll, von der Seehandlungscompagnie und dem letzten großen Wechselgeschäft der Herren David Splittgerbers seel. Erben. Bedächtig schritten sie dahin, nach einem großen Platz an der Spree, welcher der Kurfürstenplatz oder der Zirkel genannt ward. Auf der Seite nach der Spree war den ganzen Sommer hindurch eine Anzahl Hütten und Zelte aufgeschlagen, woselbst allerhand Erfrischungen verkauft wurden. Der gegenüberstehende Zirkel — ich citire hier den wackern Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn, der mit seinen Freunden Gotthold Ephraim Lessing und Moses Mendelssohn an dieser Stelle wohl manch' einen Sommerabend auf- und abgegangen — der gegenüberstehende Zirkel ist mit einer doppelten Allee von sehr hohen Ulmen und Eichen eingefaßt und der Hauptsammelplatz aller Spazierenden, welche theils unter den Alleen hin und her wandeln, theils auf den Bänken ausruhen. An schönen Sommernachmittagen, sonderlich des Sonntags und Feiertags, pflegten hier einige Tausende zu Fuße, zu

Pferde und zu Wagen zusammenzukommen, wobei öfters, auf Befehl des Gouverneurs, die Musikcorps der in Berlin in Garnison liegenden Infanterie- und Artillerie-Regimenter in die anliegenden Büsche vertheilt wurden, welches zusammen ein sehr reizendes Schauspiel machte. „La place des Tentes au parc“, wie Chodowiecki denselben (1772) dargestellt, galt für die „première promenade de Berlin“. Sie war es hauptsächlich während der späteren Zeit Friedrich's des Großen und blieb es bis ans Ende des Jahrhunderts. Selbst die Mitglieder der königlichen Familie — so referirt W. Mila, der sich (geb. 1764) des glänzenden Anblicks noch aus seiner Jugend erinnert — und Personen vom ersten Range mischten sich unter den bunten Haufen. In vergoldeten schön verzierten Phaëtons, in eleganten, von allen Seiten mit Glasscheiben versehenen Kutschen, oder in sogenannten Wurstwagen, an deren Schlägen Pagen und Heiducken standen, fuhren die Prinzessinnen die Hauptallee entlang. Ein Mann von der Französischen Colonie, Namens Mourier, war der Erste, der hier im Jahre 1760 ein Zelt aufschlug, in welchem er Kaffee und sonstige Getränke und Erfrischungen feil bot; zum Schilde hatte er eine goldene Gans mit der sinnreichen Inschrift: „Monnoie (mon oie) fait tout“. Aus den Kreisen der französischen Colonie, welche sich damals noch bei Weitem nicht vollständig

germanisirt hatte, ging Etwas wie ein Athem des französischen „esprit“ über Berlin, welcher sich bis in den kleinsten Dingen zeigte und vielleicht in seinen letzten Nachwirkungen nicht ohne Einfluß geblieben ist auf den Berliner „Witz“. Dem Beispiele dieses betriebsamen Mannes folgten zwei andere Schenkwirthe, gleichfalls Franzosen, Dortu und Thomassin, bauten ihre Zelte an den Ufern der Spree und hatten einen guten und vergnügten Sommer davon. Im Winter wurden diese beweglichen Dinger zusammengeschlagen und in die Stadt gebracht, um, sobald der neue Lenz kam und die Hecken und Wiesen hier herum wieder grün wurden, fröhlich aufzuerstehen — echte Nomadenzelte in dem Sandmeer von Berlin, und der Fleck, auf dem sie standen, mit Wasser und Wald und geputzten Menschenkindern, eine der lieblichsten Oasen. Denn man brauchte nicht hundert Schritte weit zu gehen, so war man knietief im Sande. Sand war der Exercirplatz, heute der Königsplatz mit der Säule, Sand war des Königs Holzplatz, heute die Alsenstraße, Sand war auch Seeger's Holzplatz, heute die Roon- und die Hindersinstraße. Gegenüber auf der rechten Spreeseite war noch mehr Sand, welchen seit den Tagen Friedrich's I. französische Gärtner und Landbauer im Schweiße ihres Angesichts urbar zu machen trachteten, ohne sonderlich weit damit zu gelangen,

weshalb sie es, mit der ihrer Nation eigenen Finesse, die sich in Kümmernissen durch einen guten Witz schadlos hält, la terre maudite nannten, oder la terre de Moab, das Moabiterland, heute Moabit, das Land Borsig's, der Fabriken und der Parks, das Land des Eisens und des Reichthums, ein sprechendes Exempel von Dem, was man aus Sand machen kann, wenn man es nur recht anfängt und sich die Mühe nicht verdrießen läßt. Freilich hat es hundert Jahre gedauert, ehe der kärgliche und widerspenstige Boden nachgab; und nach den Franzosen mußten unter Friedrich dem Großen westphälische Leute graben und pflügen und Hecken pflanzen, hartarbeitende, schwer auftretende Bauern, an welche noch, mitten in dem ganz modernen Moabit, zwischen den stattlichen Gebäuden unseres Jahrhunderts, ein altes, kleines, aus Lehm gebautes Haus erinnert, mit einem altmodischen Schild, das in altmodischer Schrift die Worte trägt: „Pumpernickel-Bäckerei". Wer damals aus der „terre maudite" kam, „über die Furt am Jordan (vulgo Spree), die nach Moabit führet", und bei den Zelten ausstieg, der mochte glauben, im gelobten Lande zu sein. „Milch gab sie, da er Wasser forderte, und Butter brachte sie dar in einer herrlichen Schale". Deß zum Gedächtniß, sagt mein Gewährsmann, ist den dort an der nämlichen Stelle noch befindlichen vier Kaffeehäusern die

Benennung von Zelten geblieben, selbst als diese Zelte sich zuerst in Hütten und am Ende in große massive Gebäude verwandelten, „wovon Nr. 1 und 2 sogar große Säle haben, aus denen man an Sommertagen angenehme grüne Wiesen, jenseits der Spree, überschauet" — Wiesen, die Spuren und Zeugnisse des vereinten Fleißes von Franzosen und Westphalen, die nun auch längst wieder verschwunden sind, seitdem die Güterschuppen und Lagerhäuser des Lehrter Bahnhofes hier bis ans Ufer reichen, seitdem hier Holzplätze und Kohlenplätze sind, zwischen denen nur noch einsam da und dort eine Silberpappel emporragt. Statt des Geruches von Heu ist hier der Geruch von Pech und Theer und allerlei Schiffsgeräth, und wo die Sensen gedengelt wurden, ist jetzt das Pfeifen und Stoßen und Stöhnen der Locomotive — dem goldenen Zeitalter ist das eiserne gefolgt, in dem wir leben, das Zeitalter der Maschinen- und Massenarbeit; und doch, wer möchte leugnen, daß es seine Poesie hat, so gut wie jedes andere, nur daß uns das rechte Wort dafür oder der rechte Mann noch fehlt, der deutlich ausspräche, was wir nur undeutlich empfinden?

Adolf Menzel mit dem durchdringenden Blick unter den buschigen Brauen, und der nervigen Faust hat es vollbracht; er hat in seinen „Modernen Cyclopen", jetzt in unserer Nationalgalerie, eine

solche Werkstatt gemalt, bei deren Feuerschein sich gleichsam die sociale Tiefe aufthut und ihre dämonisch arbeitenden Kräfte sichtbar werden. Seinen Spuren ist Paul Meyerheim gefolgt in den Panneaux auf Kupfer, welche die Marmorhalle des Borsig'schen Parkes schmücken: die Geschichte der Locomotive von dem Moment, wo das Eisen aus den Gruben des schlesischen Gebirges steigt, bis zu jenem, wo der fertige Koloß verladen wird auf einen transatlantischen Dampfer im Hafen von Hamburg. Menzel, wiewohl mit einer Fülle von Phantasie, ist doch nicht etwa phantastisch; wiewohl ein Meister der Farbe, doch kein Schönmaler, eher ein Häßlichmaler. Seine Menschen auf diesem Bilde sind wirklich aus dem Eisenwalzwerk und der Maschinenbauanstalt. Ein geheimer Schauer ergreift uns, wenn wir sie betrachten: in ihnen steht unsere Zukunft vor uns. Ein Gleiches ist der Dichtung bis jetzt nicht gelungen; sie ringt um den ungeheueren Inhalt des modernen Lebens, aber sie hat ihn noch nicht gepackt. Und doch, welcher Roman könnte großartiger sein, oder belehrender und erhebender, wäre mehr werth, erzählt zu werden, als derjenige Borsig's, welcher als ein armer Zimmermannssohn in Breslau geboren ward und als ein einfacher Arbeiter nach Berlin kam, um ein Mann zu werden, nach welchem ganze Stadttheile sich benennen; ein Herrscher, aber ein solcher, der

im Volke wurzelt, dessen Kraft aus dem Volke stammt und der sie ihm tausendfach wieder zurückgegeben hat.

Er war ein Mann von Genius und, wie jeder Schöpfer, von tiefem Gemüth; er konnte sich an dem Aufblühen einer Blume, dem Fortkommen eines Bäumchens in seinem Garten freuen und bei seinen Arbeitern hieß er „Vater Borsig". In der älteren Generation derselben ist sein Andenken noch unverwischt, obwohl er nun bald dreißig Jahre todt ist. Meister sind da bei den Schmieden und den Formern, die jung unter ihm waren und die heute noch von ihm sprechen, wie von einem Lebenden. Andere, die bei der Arbeit Invaliden geworden, haben Ruheposten erhalten, und Alle hängen an dem Hause mit einer Art von Familiensinn. Unter solchen Einflüssen wächst das jüngere Geschlecht der Arbeiter heran und hier wenigstens scheint kein Boden zu sein für den socialen Unfrieden, wo der Geist Borsig's gleichsam noch persönlich fortwirkt und sein Beispiel zeigt, was Jeder auf dem Wege redlicher Arbeit zu erreichen vermag.

Einst, als ganz junger Mensch, war er auf Veranlassung Beuth's aus dem königl. Gewerbe-Institut fortgewiesen worden, weil er keinen Sinn für Chemie habe. Dafür stellte Borsig siebenzehn Jahre später (1842) auf der ersten Berliner Industrie-Ausstellung eine Locomotive aus, der er den Namen „Beuth"

gegeben; und neben den Medaillons von Humboldt und Schinkel, von Rauch und Stüler, welche die, dem Borsig'schen Park zugekehrte Front des Verwaltungsgebäudes schmücken, ist auch dasjenige des unvergeßlichen Förderers des preußischen Gewerbefleißes und der Berliner Industrie. So dankte Borsig dem, der nicht eben rühmlich an ihm gehandelt, aber dadurch providentiell für ihn geworden war. Ein Maschinenbauer sollte er sein und ein Maschinenbauer war er zehn Jahre lang (1826 bis 1836) in der Eggels'schen Eisengießerei, dem einen von den drei Privat-Etablissements dieser Art im damaligen Berlin. In harter Arbeit erwarb er sich ein kleines Vermögen, ich glaube fünftausend Thaler in zehn Jahren, kaufte sich ein Grundstück vor dem Oranienburger Thor, wo heute die Chausseestraße ist, und errichtete daselbst ein eigenes Hüttengebäude. Hier baute Borsig seine erste Locomotive; die erste, die jemals auf deutschem Boden gebaut worden ist. Am 24. Juni 1841 wurde sie fertig. Die ganze Nacht war gearbeitet worden und die ganze Nacht durch hatte Borsig — wie dessen Biograph, Hermann Vogt, erzählt — unter seinen Arbeitern gestanden, voller Aufregung, voller Zweifel, ungewiß, ob sein Werk gelungen. Endlich dämmerte der Morgen, ein Sonntagmorgen, und die Maschine wurde geheizt. Es war vier Uhr früh. Langsam erwärmte sich der

Kessel, das Wasser begann zu sieden, der Dampf stieg auf, die Cylinder arbeiteten, die Kolbenstangen reckten, die Axen bewegten, die Kurbel drehte sich, die Räder rollten — und „sie geht!“ rief Borsig seinen Ingenieuren zu. Mit diesen zwei Worten war seine Zukunft entschieden, in ihnen lag Ruhm und Reichthum, lag seine Lebensaufgabe: nämlich, den deutschen Locomotivbau von der Arbeit und selbst dem Material des Auslandes frei zu machen. Denn bis dahin wurden die fertigen Locomotiven und lange noch ward das Schmiedeeisen aus England bezogen.

Nur noch fünfzehn Jahre waren Borsig vergönnt, aber sie reichten hin. Wo sein erstes Hüttengebäude stand und seine erste Locomotive ging, erhebt sich auf dem ehemals freien Felde jetzt, in einer neuen Stadtgegend, die sich weit gegen Norden erstreckt, und inmitten einer Arbeiterbevölkerung, die nach vielen Tausenden zählt, aus einem Walde von Schornsteinen, jener ungeheure Complex von Werkstätten und Hallen, in denen seitdem an die viertausend Locomotiven gebaut worden sind, aus dem Eisen und dem Stahl, die in den eigenen Werkstätten von Moabit geschmiedet und gegossen, mit dem Erz und der Kohle, die aus den eigenen Gruben in Schlesien gewonnen werden.

Borsig starb im besten Mannesalter nach kaum

vollendetem fünfzigsten Lebensjahr und er ruht auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhof, gerade gegenüber seiner Maschinenbauwerkstatt in der Chausseestraße. Sein Sohn, der Erbe seiner fürstlichen Besitzungen, ward nicht einmal so alt wie der Vater; er starb vor fünf Jahren, als eben das schöne Palais an der Ecke der Voß- und Wilhelmstraße fertig geworden, welches heute noch leer steht. Still auch ist es in dem Park von Moabit und in dem Landhause wohnen zwei Wittwen. Aber ein hübscher Knabe, der Sohn des letzten Besitzers, tummelt sich auf dem Rasen, und er läuft mir muthwillig voran zu den Sehenswürdigkeiten des Gartens, welcher mit großer Liberalität jedem Besucher offen steht.

Oftmals auf meinen Abendgang komm' ich hierher zu dem nunmehr wohl etwas vereinsamten Sitz eines Fürsten der Industrie; zu den weiten Rasenflächen mit den schönen Baumgruppen, durch welche der Abendhimmel schimmert. Am Thore steht der Portier mit der goldgeränderten Mütze. Dann erscheint das stilvolle, geräumige, jedoch nichts weniger als auffallende Herrenhaus, die Hinterfront ganz in Grün versteckt. Dann das Palmenhaus mit den wunderbaren Farrenbäumen aus dem südlichen Amerika, den edel geformten Palmen aus Indien und Ceylon; eine Treppe, deren Stufen von Granit, führt zu Felswänden hinan, mit kriechendem Moos bekleidet,

und zwischen den Tropenpflanzen Figuren von weißem Marmor, gelblich leuchtend von dem Strahl der Abendsonne, der sich weiterhin in dem feuchten Grün verliert. Candelaber hängen von oben herab — wie feenhaft muß es hier sein an Ballabenden, wenn Musik aus dem Innern schallt und der bunte Glanz des Festes mit der stillen Schönheit der Pflanzenwelt sich vereint! Dann das Orchideenhaus, vor welchem die Marmorbüsten der beiden Borsig, Vater und Sohn, unter niederhängendem Gezweig stehen. Dann die Marmorhalle mit den Bildern von Paul Meyerheim — überall Pracht, und Marmor, und Farben, aber nichts Prahlerisches, was den Blick oder die Empfindung verletzen könnte. Dann das Haus der Victoria Regia und nebenan das Wasser mit der blühenden Victoria Nymphäa, blaßroth, dunkelroth, blau, märchenhaft auf den breiten, grünen Blättern schwimmend, während zahllose Goldfische sich umhertummeln. Und mir wird, als erlebt' ich selber ein Märchen — aber ein ganz modernes — indem unaufhörlich in diese Herrlichkeit und Stille von Grün und Blumen das Schnaufen und Stampfen der Maschinen hereindröhnt, die Stimmen der Arbeit, von Guß- und Puddelöfen, von Walz- und Hammerwerken, welche, Park und Haus umgebend, bis an das Ufer der Spree reichen. Hier stößt der Eisenhammer an den Park, sein gewaltiger Schornstein

steht da wie der Thurm einer Burg, und Park und Fabrik gehen ineinander über. Hier befindet sich auch das Verwaltungsgebäude, von welchem ich oben schon gesprochen; und hier, wo sich jeden Mittag hunderte von Arbeitern in einem hohen Saal, an reinlichen Tischen zu einer guten, billigen Mahlzeit niedersetzen, kann man sehen, wie Borsig für seine Leute gesorgt hat. Aber dazu muß man einen Umweg durch den Hof machen; denn der Saal steht nicht zur Schau, wie die Palmen und Orchideen. Hier steigt man auch zu einer Terrasse, mit dem Blick auf die Spree, die Schiffe, die Lessingbrücke, die Stadtbahn, den Thiergarten; und hier, den dumpfen Lärm, den das gleichmäßige Ausstoßen des Dampfes verursacht, zur einen und zur andern Seite die Ruhe, den frischen Geruch des Grüns und den Glanz des Abendhimmels — hier sitze ich gern und lausche und suche nach dem Wort, das ich nicht finden kann . . . .

Vergoldet nicht dieselbe Sonne, die Sonne Homer's, die Rauchwolken, welche schwarz und dicht aus dem Riesenschlote des Eisenwerks emporsteigen, und in malerische Bildungen aufgelöst, in wunderbare Farben getaucht, sich fern am abendlichen Himmel verlieren? Sind es nicht herkulische Gestalten, die mit den Eisenstangen und den Lederschürzen vor dem Schmiedefeuer und dem Ambos

stehen, wenn die Esse sprüht, wenn die Flamme knistert, wenn der schmelzende Stahl herausfließt wie Wasserbäche, wenn Blöcke weißglühenden Erzes von mächtigen Hebeln, wie von Geisterhänden bewegt, dem Willen dieser Menschen gehorchen, sich heben, durch die Luft fahren, sich senken, und der Dampfhammer mit einer Wucht von fünftausend Pfund diese feuersprühende Masse platt drückt, wie — man verzeihe mir den Vergleich, aber ich finde keinen andern — einen Schweizer Käse? Ist es nicht eine Phantastik, wie im Reiche der Erdgeister, wenn ein goldner Funkenregen umherprasselt, in welchen die niedergehende Sonne von außen nur ganz blaß, in langen Strahlen hineinscheint? Oder sind es nicht liebliche Landschaften, hier ein Stück Wiese mit der bläulichen Straßenferne, dort ein Stück Wasser mit röthlich angeglühten Segeln, welche man durch die Bögen der Stadtbahn erblickt, wie in einen Rahmen gesetzt; und ist sie selber nicht ein Werk, welches an Kühnheit der Conception und Großartigkeit der Ausführung sich wohl messen darf mit jedem altrömischen Viaduct, dessen Trümmer wir heute noch ehrfurchtsvoll anstaunen? Ja, mag im Laufe der Zeiten — in hunderten, nein in tausenden von Jahren, jener Neu-Seeländer Macaulay's, nachdem er in der ungeheuren Einsamkeit seinen Stand genommen hat auf einem zerbrochenen Bogen von London-Bridge,

um zu zeichnen die Ruinen von St. Paul's — mag er nicht auch hierherkommen nach Berlin, um auf den Steinresten Dessen, was einst die Stadtbahn gewesen, elegische Betrachtungen anzustellen über die Größe, den Verfall und die Vergänglichkeit aller Dinge?

Kommt, ihr kleinen zierlichen Figuren, wie ihr vor mir steht auf dem Bilde von Chodowiecki, dem verfeinerten Hogarth Berlins — ihr Püppchen, so zart und gebrechlich wie aus der Meißener Porzellanfabrik — Frauen in langen, schleppenden Gewändern, mit hoher Frisur und Puder darin, Männer in gestickten Röcken, mit Band und Haarbeutel, mit dem Hut unter dem Arme und dem Degen an der Seite, höfliche Männer, die sich unaufhörlich verneigen und galante Reden im Munde führen und den Damen die Cour machen. Rings ein Kichern und gedämpftes Lachen und anmuthiges Geplauder unter den Bäumen des Thiergartens, welche diesen Salon im Freien mit ihrem Laubdach beschirmen. Eine Gruppe sitzt um einen Tisch: ein sehr corpulenter alter Herr mit rundem Bauch und jovialem Gesicht erzählt seinen schönen Zuhörerinnen offenbar eine lustige Geschichte; ein sehr dünner junger Herr, der vielleicht eben „die neue Heloise“ gelesen hat und in zwei Jahren gewiß „Werther's Leiden“ lesen wird, lehnt melancholisch an den Stamm einer Linde. Zwei junge Damen, Hand in Hand, stehen ihm

gegenüber; zwei andere junge Damen, gleichfalls Hand in Hand, enteilen über den Rasen. In den Zelten aber ist ein lustiges Treiben. Da kommen und gehen die Menschen und die Wagen und M. Mourier, unter dem Zeichen der goldenen Gans, und M. Thomassin und M. Dortu machen ihnen die Honneurs. Fern über die Spree zieht träumerisch ein Schifflein und eine Diana mit ihrem Hunde von weißem Stein schimmert durch das verschleiernde Grün.

Etliche Jahre, nachdem Chodowiecki sein Blatt gestochen, kam ein Fremder hierher, ein Anonymus, allem Anschein nach aus sächsischen Landen, ein Mann von Empfindung und beweglichem Temperament, der von dem Berliner Leben damaliger Zeit außerordentlich entzückt war, und es in seinen „Bemerkungen eines Reisenden" (Altenburg, 1779) ein wenig in der Manier Sterne's beschrieben hat. In Gesellschaft eines Predigers besucht er die Zelten — „die Zelter", wie er sie nennt, — „oder besser die Hütten, denn nur selten steht ein aufgeschlagenes Zelt da und der Saal, welcher errichtet ist, hat nur die Form eines Zeltes und ist von Holz." Hier nimmt der Reisende Platz mit seinem geistlichen Freund. „Wundern Sie sich nicht", ruft er aus, „daß Prediger die Hütten besuchen. Man ist in Berlin nicht mehr so weit in der Weltkenntniß zurück, daß man es einem Geistlichen verargen sollte," 2c.

Die Beiden beginnen damit, ihre langen Pfeifen anzustecken; denn damals, in der glücklichen Zeit, rauchte man noch „lang", und nicht nur zu Haus. Wenn man ausging, trug man in der einen Hand den Stock oder den Regenschirm, in der andern die lange Pfeife — so war der Berliner vor hundert Jahren. „Die Aussicht von hinten zu ist majestätisch und prächtig," sagt unser Reisender, der aber, als Weltmann und echtes Kind seines Jahrhunderts, mehr dem Spruche Pope's huldigt: „The proper study of mankind is man" und demgemäß sich sogleich der Betrachtung des Anblicks vor den Zelten zuwendet. „Unter Tangelhütten sitzen an vielen Tischen allerlei Berliner, aus allen Ständen. Schon die Mannigfaltigkeit der Röcke ist aufmunternd. Unter den Hütten, wo ich mich befand, pflegt sich der edlere Theil der Einwohner Berlins zu versammeln, weiter hin ist schon ein Abfall, und ganz am Ende sitzt Crethi und Plethi." Es scheint, daß Messieurs Mourier, Thomassin und Dortu mittlerweile Concurrenz bekommen und daß die bevorzugten Zelte damals die des Herrn Grüneberg waren. „Ich schildere Ihnen bloß die Grüneberg'schen Hütten," fährt der Reisende fort. „Mitten unter den Tischen steht eine große Säule, an welcher einige Lampen hängen" — zur Bequemlichkeit für die Gäste, die sich daran ihre Tabaks-

pfeifen anzünden. „Die Tische sind fast allemal besetzt. Beiläufig muß ich erwähnen, daß es Berliner gibt, die alle Tage, bis in den spätesten Herbst, den Thiergarten und die Grüneberg'schen Hütten besuchen. Die Gesellschaft ist buntscheckig genug. Eine Partie trinkt Kaffee, die andere Thee, eine dritte Bier, und eine vierte, die vielleicht die Schwindsucht hat oder gern stark werden will, Wasser und Milch. Hier sitzt eine Familie, die den festlichen Geburtstag ihres vierjährigen Kindes begeht. Alt und Jung, von eingeschrumpften Großtanten bis zum Jungen, dem zu Ehren diese Feier angestellt ist, herunter. Solchen Scenen mag ich gern beiwohnen. Der gutmüthigen Mutter sah man die Freude, die das Herz in die Höhe schwellte, an, und der vor Wonne über den klugen Jungen entzückte Vater wallete mit seiner Pfeife voll wohlriechenden Knasters unter seinen Freunden herum." Aber kaum drei Schritte von diesem Bild ehrbaren Glückes entfernt sitzt „eine Partie äußerst empfindsamer junger Herren", duftend von Eau de Levante, Eau de la Sultane, Eau sans pareil, und wie diese „galanten Wasser" alle heißen mögen; Petitmaitres, deren Anzug „dem neuesten Geschmack von Paris" entspricht, mit kurzem Chemiset, die oberen sechs Knöpfe aufgeknöpft, „damit das feine zierlich ausgenähete Jabot und die offene weiße Brust sogleich in die Augen fallen möchten. Denn",

bemerkt unser Gewährsmann in Parenthese, „man trägt die Oberhemden vorn offen, um dem schönen Geschlecht seine Ergebenheit zu bezeugen.“ Ihr Gespräch, mit französischen Brocken, einem mon dieu! einem ma foi! einem je m'en demande pardon bestreut, „gleich dem Zucker auf einer Mandel- oder Wienertorte“, betraf größtentheils die „Actricen“, — „O Madame Rouseul!“ sagte der Eine ächzend ... Ein leichter Hauch von Frivolität liegt über dieser Epoche der Empfindsamkeit, für welche die „Sentimental Journey“ nicht weniger typisch ist, als „Werther's Leiden“, nur daß freilich nicht Mr. Yorick's Humor, sondern erst der Pistolenschuß Jerusalem's dem Ding ein Ende machte.

Der „Zirkel“ — heute der große Sandplatz vor den Zelten — ward in jenen Zeiten von der Mode begünstigt und aufgesucht von Allem, was elegant war in Berlin. Hier spielte der bunte Jahrmarkt des Lebens. Hier fand man die Schönheiten der Stadt, die Toiletten, den Reichthum, den Geist, den Witz und die Thorheit derselben. Hier war ein Abglanz des Hofes. Neun Alleen zweigten von dem Zirkel ab, zu Ehren der neun Kurfürsten des heil. Römischen Reiches deutscher Nation. Selbiges Reich ist gestorben, aber die neun Alleen sind noch da; und mögen sie lange noch mit ihren Eichen und Buchen und Kastanien und Ahornbäumen freudig

wehen und rauschen zu Ehren des anderen Reiches, des neuen Reiches, dessen goldene Victoria vom Königsplatz herübergrüßt zum alten Kurfürstenplatz.

Nicht weit davon ist der Großfürstenplatz, neuerdings aus seiner langen Verwahrlosung wieder hergestellt, mit saftig grünem Rasen, Blattpflanzen, Springbrunnen und hübschen Sandsteinfiguren, welche die vier Flüsse Rhein, Weser, Elbe und Oder mit den Attributen der Schiffahrt und des Fischfangs, des Acker- und des Weinbaus darstellen — lauter Beschäftigungen, deren Bild zu sehen dem bürgerlichen Herzen wohlthut. Im Uebrigen war dieser Platz zu einer eigenen Art von Berühmtheit gelangt durch einen Vorfall, über welchen die Bücher jener Zeit weitläufig berichten. Er ward nach einem russischen Großfürsten genannt, welchem der Prinz Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen, allhier ein glänzendes Fest gab. Es scheint, daß die Berliner des 18. Jahrhunderts nicht weniger neugierig und schaulustig waren, als ihre Nachkommen, die Berliner des 19. Jahrhunderts; und wie nun mehrere Tausende von ihnen versammelt waren, „mitunter im elegantesten Kostüm", da brach plötzlich ein heftiger Gewitterregen auf sie herunter und das Weitere kann man sich denken. Dieses wichtige Ereigniß notirt die Berliner Chronika zur Verherrlichung des Großfürstenplatzes; es ist das Einzige, was sie von

ihm zu sagen hat. Er führt noch immer seinen alten Namen; aber nur Wenige wissen von dem Großfürsten und seinem Feste, von dem verwaschenen Puder, den ausgelöschten Schönheitsmalen, den goldbetreßten Röcken und seidenen Strümpfen Derer, die es zu sehen kamen und dem unauslöschlichen Gelächter Derer, die sich zu Hause gehalten hatten und trocken geblieben waren. Weisheit und Narrheit — wie viel bleibt davon? — „Es ist Alles Eins über hundert Jahr", sagt das Volkslied.

Gerne geh' ich diesen Weg am Ufer der Spree, welcher in alten Zeiten der Poetensteig hieß. Poetisch muthet er mich noch heut' an, wenn ich bedenke, welche würdige und gravitätische Männer ihn vor mir gegangen sein mögen. Wer weiß, ob nicht Ramler hier manche seiner Oden scandirt hat, wie z. B. jene „An die Stadt Berlin":

Sei mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
Die Städte Deutschlands bücken sich!
Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
Und weichen hinter mich.

Oder, wenn er Friedrich's gedenkend, ausruft:

Eilt, ihn in Erz den Enkeln aufzustellen!
Eilt, einen Tempel ihm zu weihn
Am Rande meines Stroms! ich brenne, seine Schwellen
Mit Blumen zu bestreun.

Jetzt freilich bietet sich mir ein anderes Bild. Es ist die Stunde, wo die Fabriken Feierabend

machen und die Fabrikarbeiter heimkehren, jeder mit seinem Blechkesselchen in der Hand. Nur noch vereinzelt dröhnt der Schlag der Hämmer herüber vom jenseitigen Ufer, wo der Nachtdienst beginnt; denn in diesen Fabriken der Eisen- und Maschinenbauindustrie, wo die großen Feuer immer in Brand gehalten werden müssen, sind die Arbeiter in zwei Schichten getheilt, eine Tages- und eine Nachtschicht, die einander ablösen; und mit dem Rauch, wie er aus dem Schornstein steigt, mischt sich, bei eintretender Dunkelheit sichtbar, die röthliche Flamme. Noch bewegen sich, zwischen den schwerbefrachteten Fahrzeugen, welche von je zwei Schiffern mit mächtigen Stangen mühsam von der Stelle geschoben werden, die leichten Kähne. Denn das Wasserfahren steckt dem Berliner im Blute; die jungen Männer und die Mädchen, sie verstehen beide das Ruder kräftig zu handhaben, das Steuer geschickt zu lenken — sie sind die echten Nachkommen der Fischer, welche sich zuerst in den Sümpfen von Kölln angesiedelt haben. Kein größeres Vergnügen für diese Menschen, als am Sonntag das Boot loszubinden und hinauszufahren und zu singen: „Das Schiff streicht durch die Wellen", oder „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet." Von einem hohen Mastbaum am Ufer weht die dreifarbige Flagge der deutschen Marine, und am Landungsplatz steht ein Mann, den Bart geschoren nach

Art der Seefahrer, mit einem blauen Rock und dem Zeichen des Ankers auf den metallenen Knöpfen. Er ist der Kapitän und vermiethet die Kähne. Ringsumher liegt Schiffsgeräth, stehen Fischkästen, hängen Netze und Körbe. Kähne, die ausgebessert werden sollen, sind ans Land gezogen; während die mobile Flotille festgemacht im Hafen ruht — Boot neben Boot, eins neben dem andern, grün angestrichen und sauber geputzt. Weiter zurück die großen Wasseromnibusse mit den grotesken Schiffsfiguren am Schnabel, mit rothen und gelben Türkenköpfen — mit einem Dach versehen, wie die beste Venetianische Gondel. Sie fahren von den Zelten nach Moabit und von Moabit nach den Zelten, zehn Pfennige die Person. Ein gar lustiges, kleines Hafenbild, immer bunt und belebt. Frauen sind da, welche Salzbretzel feilbieten. Der Wurstkessel dampft. „Schöne Warme! Schöne Kirschen!" Ein kleines Mädchen, ein „Drei-Käse-Hoch", wie man zu sagen pflegt, kommt mit Zündhölzchen. „Ick habe ja noch keen Handjeld verdient — jeben Sie mir doch Handjeld, ja, lieber Herr?" ruft sie schmeichelnd. Indessen haben sich auch die Zelte bevölkert, eines nach dem andern hat sich mit Menschen gefüllt, und da, wo die feinen Herren und die feinen Damen des vorigen Jahrhunderts so zierlich mit einander conversirt haben, fahren die Droschken im Rondel auf.

Jenseits desselben pflegt es um diese Zeit stille zu werden. Eine der anmuthigsten Spreelandschaften liegt vor mir: mit dem dichten Massiv des Thiergartens auf dem linken, dem Kirchthurm und den Schornsteinen und Baumgruppen von Moabit auf dem rechten Ufer, und dem breiten, stillen Fluß dazwischen, hell vom Glanze des Westens. Langsam herüber zieht der Rauch unter dem Abendhimmel, vom Abendroth durchleuchtet und mit den Wolken, dem grünen Ufer und den gelblichen Bögen der Stadtbahn sich spiegelnd in der schillernden Fluth. Bei der Eisenbahnbrücke hält ein Fischerboot. Zwei Männer stehen darin aufrecht in hohen Wasserstiefeln, Körbe auswerfend und wieder heraufziehend, so daß das schwarze Gewässer daran heruntertropft: sie fangen Aale und bewegen den Kahn an einer eisernen Kette quer durch den Fluß. Weiter hinauf, unter einer alten Weide, steht eine Wäscherin. Die Weiden an der Spree sind die herrlichsten, die man sehen kann; einige breit und mächtig, andere hexenhaft verbogen, geben sie mit ihrem feingefiederten, graugrünen Laub und vielverästelten Gezweig der Landschaft zugleich etwas Phantastisches und Schwermüthiges, zumal in der Abenddämmerung. Die Ligusterhecke, den Rasen und das niederhängende Gebüsch nährt die Feuchtigkeit des Wassers, und indem man dem Laufe der Spree folgt, verliert sich mehr

und mehr der Charakter der Stadt. Zuletzt gelangt man an eine Stelle, wo sie ganz aufzuhören scheint und man erblickt das offene Land; aber freilich schon im Kampfe mit der Stadt, die langsam, langsam, aber auch wie das Verhängniß unaufhaltsam aus der Ferne heranschreitet. Schon liegen hohe Backsteinhaufen aufgethürmt, schon ist der weiche Boden von Räderspuren durchfurcht, schon steigen, wie Skelette, Baugerüste dort aus der Erde, während hier noch am Ufer zwei Kinder Futter für ihre Ziege schneiden und ein Mann mit einer Leiter über die Brücke kommt, um die Petroleumlämpchen anzuzünden.

Mit heiserem Klange vom Bellevueschlosse schlägt es acht. Wenn man seine gelbe Steinmasse, verwittert und vereinsamt, und doch noch zeugend von einer gewissen altmodischen Hoheit, seine doppelte Reihe weiß verhängter Fenster in diesem Zwielicht, von Baumwipfeln umragt und in der Umgebung seines Parkes erblickt, so macht das Schloß fast einen geisterhaften Eindruck. Große Schicksale hat es niemals gehabt; aber die Geschichte eines Gebäudes, wenn man sie getreulich erzählt, ist interessant wie die Geschichte eines Menschenlebens, auch wenn ihm und manchmal weil ihm das Außerordentliche fehlt. Ein Mann hat hier gewohnt, ein Jugendgenosse und Freund Friedrich's des Großen, welcher es reichlich

erfahren, was Fürstengunst bedeutet; ein tüchtiger, aber bescheidener Mann, der viel für Andere, wenig für sich gethan, und dessen Name daher so gut wie vergessen ist. Warum hat man noch niemals daran gedacht, dem Andenken Knobelsdorff's ein Monument im Thiergarten zu widmen, der bis dahin nur ein Jagdrevier war, und durch ihn erst ein Park geworden ist? Es ist nicht sein einziges Verdienst, aber doch dasjenige, welches uns Berliner am Nächsten angeht. Er war 1697 geboren, nahm Kriegsdienste und stieg bis zum Hauptmann; 1730 nahm er seinen Abschied, um sich ganz auf die Malerei und Baukunst zu legen, sagt Nicolai von ihm in seinen „Nachrichten von Künstlern unter König Friedrich II." Dieser ernannte ihn zum Oberaufseher aller Königlichen Gebäude. „Er erbaute das Opernhaus, den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg, das Schloß zu Zerbst. Er zierte das Schloß zu Potsdam aufs Neue aus und baute die marmorne Treppe im Hauptgebäude. Den Lustgarten zu Potsdam richtete er ein, so wie er ist. Er gab das Schloß Sanssouci an .... Den Thiergarten vor Berlin hat er unnachahmlich schön angeordnet ..... Er starb 1753." — „Ein sehr verständiger, kenntnißreicher Mann", sagt von ihm Carlyle, in dessen „Geschichte Friedrich's II." wir diesem Knobelsdorff öfter begegnen, zuerst in Bayreuth, bei der Mark-

gräfin Wilhelmine, der Lieblingsschwester des Königs, dann in Rheinsberg, dessen Ausbau er gleichfalls unternommen; „ein Mann von ernstem Aussehen, ernst, jedoch wohlwollend und voll ehrlichen Scharfsinnes, das echte Bild gesunden Verstandes" — lange der Vertraute Friedrich's, und nicht nur in Kunstsachen. „Der König hat ihm die Mittel verschafft, um in Italien zum Künstler zu reifen", sagt Ernst Curtius in seiner (1878) zur Feier des Jahrestages Friedrich's II. in der Berliner Akademie gehaltenen Rede; „und gab ihm dann eine Stellung, welche mit derjenigen verglichen werden kann, die Phidias unter Perikles hatte; denn es war Knobelsdorff's Aufgabe, die umfassenden und immer neuen Gedanken des Staatsoberhaupts für die Ausstattung der Residenzen mit Schlössern, Theatern, Staatsgebäuden, Denkmälern und Gartenanlagen technisch zu verarbeiten und ihre Ausführung an oberster Stelle zu leiten." Aber mit diesen überwältigend Großen ist auf die Dauer kein Verhältniß möglich; in ihrer einsamen Höhe verlieren sie die Schätzung der Persönlichkeiten, ihr Wille duldet keinen anderen, ihre Größe drückt Alle nieder und wer das Gefühl seiner Freiheit und Würde nicht völlig hinzugeben vermag, verfällt in Ungnade. Superioren Naturen dieser Art genügt es nicht, auf dem ihnen zugewiesenen Gebiete die Ersten, ja die Einzigen zu sein: sie wollen Alles wissen, auf

allen Gebieten, und wehe Dem, der Widerspruch erhebt! Das ist die bedenkliche Seite des von Carlyle verkündeten Heroencultus. „Knobelsdorff," so drückt Curtius es aus, „blieb das Martyrium nicht erspart, welches den Baumeistern genialer Fürsten bei dem hellsten Glanz von Ehren und Macht einem dunkeln Schatten gleich zu folgen pflegt. Friedrich war auch auf diesem Felde voller Selbstherrscher .... Auch in der Geschmacksrichtung traten Gegensätze ein. Knobelsdorff's Ideal war eine Einfachheit des Stils, der Ernst einer hohen Kunst, die dem König zu kalt und kahl erschien. Von dem deutschen Edelmann, der mit Freimuth seine Kunst vertrat, wandte sich der königliche Bauherr andren Architekten zu, welche auf jeden Einfall geschmeidiger eingingen." Es kam zum Bruch zwischen ihm und Knobelsdorff, welcher fortan in der Zurückgezogenheit lebte, sich hauptsächlich mit der Malerei beschäftigend.

Noch steht der Flügel des Bellevueschlosses, den er gebaut und in welchem er gewohnt hat. Es ist derjenige, der sich dem Wasser zukehrt. Nach der Neuschöpfung des Thiergartens hatte Knobelsdorff sich diesen Platz am Wiesenufer der Spree, welcher bis dahin einem Müller gehört, zur Erbauung eines Landhauses gewählt. Neben demselben legte er einen Wirthschaftshof an, der lange noch als „Knobelsdorff's Meierei" bekannt war. Hierher aus seinem

Stadthaus in der Kronenstraße, das er sich selbst gebaut (an der Stelle, wo heute Nr. 29 steht), kam er immer, sobald es Sommer ward; hier, mit dem Blick gegen Norden und auf die Spree, standen seine Staffeleien, und hier, in der ganz von Grün umgebenen, mit künstlerischem Geschmack ausgestatteten Villa verlebte er seine letzten Jahre, dankbar, ohne Bitterkeit dessen gedenkend, der ihn verstoßen. „Ich fühle die letzten Augenblicke meines Lebens herannahen," schrieb er an ihn, wenige Tage vor seinem Tode, „und nütze eine Pause meiner Schmerzen, um den Gefühlen der Dankbarkeit Worte zu geben, von denen ich für all' das Gute und alle die Wohlthaten durchdrungen bin, mit welchen Ew. Majestät mich während meines Lebens überhäuft haben." Aber auch der große König blieb edleren Regungen nicht verschlossen einem Todten gegenüber, der ihm während einer langen und bedeutenden Thätigkeit im Leben so nahe gestanden. „Wir beklagen die Verstimmung, welche ein so schönes und seltenes Vertrauen löste zu einer Zeit, da Knobelsdorff in der vollen Kraft seines Schaffens stand," — so schließt in seiner milden Weise der Historiker Griechenlands seine Bemerkungen über das Verhältniß des Königs zu dem Künstler, welcher „an den Denkmälern Roms mit feinem Sinne das Griechische herausgefühlt, ehe noch die attischen Denkmäler durch

Stuart wieder entdeckt waren.“ Wenige seiner Zeitgenossen mögen ihn ganz gewürdigt haben; und es muß daher, „wenn von dem die Rede ist, was König Friedrich für die bildenden Künste gethan hat, ihm immer als ein besonderes Verdienst nachgerühmt werden, daß er diesen Mann erkannt, ihn ausgebildet und ihm Gelegenheit gegeben hat, Werke zu schaffen, welche als die edelsten Baudenkmäler seiner Zeit noch heute ein Stolz unserer Stadt sind . . . Dem Herzen des Königs aber macht es Ehre, daß er in der Todtenspende zu sühnen suchte, was er in dem Verhalten zu seinem Jugendfreunde etwa versehen hat.“ An einem 24. Januar, 128 Jahre früher, ward in diesen Räumen und an derselben Stelle, wo Curtius das Lob Friedrich's sprach, der „éloge“ auf Knobelsdorff verlesen, und der Verfasser war Friedrich. „Er war geboren zum Maler,“ hieß es darin, „und zu einem großen Architekten und es offenbarte sich in ihm das Wesen des Genius, welcher die mit ihm Begabten durch die Macht einer unwiderstehlichen Neigung antreibt ihm zu folgen und ihnen zeigt, wozu sie geschaffen sind.“ Bestattet liegt er im Deutschen Dom auf dem Gensdarmenmarkt, und am Friedrichsdenkmal unter den Linden, auf eine der Erztafeln, welche die Namen der großen Männer der Friedericianischen Zeit tragen, hat man, im Gefühle der Gerechtigkeit und gewiß im Sinne

des Königs, auch den Namen des Freiherrn George Wenzeslaus von Knobelsdorff geschrieben.

Nach Knobelsdorff's Tode gingen Landhaus und Meierei in andern Besitz über; zuerst hatte sie ein Gastwirth, dann ein Commerzienrath Schneider, dann ein Hofrath Bertram. Zur Zeit, wo Nicolai schrieb (1779), hieß sie die Bertram'sche Meierei und im Jahre 1785 kaufte sie Prinz Ferdinand, der jüngste Bruder des Königs. Er hatte bis dahin in Friedrichsfelde residirt, dessen Schloß, Park und Pertinenzien, gegenwärtig im Besitz der Familie von Treskow, der Prinz im Jahre 1762 von der Herzogin von Anhalt-Bernburg erworben. Prinz Ferdinand „richtete seine Hofhaltung in Friedrichsfelde nach dem Muster seines Bruders Heinrich in Rheinsberg ein", heißt es in der „Geschichte des Dorfes Friedrichsfelde" von Brecht; er legte Grotten, Tempel, Statuen, auch eine Fasanerie an, und bildete sich aus den Invaliden seines in Ruppin garnisonirenden Regiments eine Leibwache. Armer Prinz, mit drei solchen Brüdern: dem großen Friedrich, dem Prinzen August Wilhelm, Vater Friedrich Wilhelm's II., und dem berühmten Prinzen Heinrich! „Sein ganzes Leben liegt im Schatten seiner Brüder", sagt sehr hübsch von ihm George Hesekiel in seiner Beschreibung von „Preußens Königlichen Schlössern". Dieser Prinz baute Bellevue, dessen ältesten Theil das ehemals

von Knobelsdorff'sche Landhaus bildet und dessen Park er vergrößerte, indem er den das Schloß umgebenden Theil des Thiergartens hinzunahm, so wie wir Alles heute noch sehen. Der Bruder Friedrich's lebte noch (seit 1802 in Rheinsberg), als dessen Staat und Heer schon zusammengebrochen war; er überlebte seinen genialen Sohn, den Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld fiel, und starb, ein Dreiundachtzigjähriger, ein Vergessener und Verschollener, im Jahre 1813. Sein Nachfolger in Bellevue ward sein Sohn, Prinz August, nach der Schlacht bei Jena der Kriegsgefangene Napoleon's, aber nachmals in den Feldzügen von 13 und 14 einer von den Rächern seines Geschlechtes und seines Vaterlandes, ein echt hohenzollern'scher Held. Eine Siegestrophäe, die große, schwarze Kanone auf steinernem Postament im Schloßhof, und ein neueres Denkmal im Schloßgarten erinnern noch an ihn. Es ist dies eine Pyramide mit Adlern und Fahnen und dem Ausblick auf den großen Stern, wo die Pferdebahnwagen von Charlottenburg und dem Zoologischen Garten einander begegnen; aber Denjenigen, der hier in der Abenddämmerung steht, vermag das Trappeln und Klingeln da draußen kaum aus seinen Träumen zu wecken, als ob die Schatten der Vergangenheit, die sich mit den Schatten der Nacht vermischen, die Wirklichkeit wären, und die Welt, die vorüberstürmt,

die rothen und grünen Lichter, die man hin- und herfliegen sieht, das Unwirkliche. Man kommt sich wie verzaubert vor in diesem alten Garten; und indem man sich tiefer in denselben verliert, wird immer stärker das Rauschen des Nachtwindes in den Linden und Ebereschen, immer schwächer das Rollen der Wagen. Heimlich flüstert es in den Blättern und Zweigen, weite Wiesenflächen, aus denen die lauliche Brise den starken Geruch von Kräutern herüberträgt, dehnen sich vor uns aus; Palmengewächse klirren in der leisen Bewegung der Luft und Schilfpflanzen neigen und biegen sich graziös und heben sich wieder empor in der eintretenden Stille. Man glaubt tausend Meilen weit von Berlin zu sein. Man hört das Murmeln eines Baches und geht über ein Brückchen. Man steht vor einem runden Pavillon mit Kuppeldach und Säulen. Er ist verschlossen. Alles todtenstill. Der Kronleuchter hängt vom Plafonds herab. In der Mitte steht ein Marmortisch. Die Sophas sind mit weißem Linnen überzogen, die Wände mit Fresken bemalt. Wann ist hier das letzte Fest gefeiert worden und wo sind die Gäste, die hier versammelt waren? Mir ist, als schwebe sanfte Musik durch diesen dämmrigen Raum, ein Nachklang jener, welche Prinz Louis Ferdinand geliebt. Mir ist, als klinge silbernes Lachen an mein Ohr, wie jenes, durch welches Mad.

Récamier einst den Sieger von Culm bezaubert. Wie viele Stimmen werden wach vor diesem Pavillon in der lieblichen Augustnacht! Einige erzählen mir von dem letzten Bourbon, der nach der Julirevolution hier in dem Schlosse Rast machte auf seiner Flucht von Schottland nach Böhmen; andere vom Prinzen Waldemar, dem kühnen Indienfahrer, der von Thatendurst getrieben, die Weiden und die Spree und die beschauliche Ruhe von Bellevue mit den Palmen und dem Ganges und dem Abenteuer und der Schlacht im fernen Osten vertauschte, der unter dem Rothkreuzbanner der britischen Löwen und Leoparden gegen aufrühreriſche Sheiks kämpfte und frühe starb. Und endlich — ein Wintertag war's, der 27. Februar 1881, ein kalter, klarer nordischer Wintertag, da zog aus diesem nämlichen alten Schloß eine junge Prinzessin; und durch Triumphbögen auf dem kleinen Stern und durch Menschenwogen auf der Charlottenburger Chaussee, die nackten Bäume bis oben hinauf mit kleinen Jungen bevölkert, die in den Zweigen hingen und „Hurrah!" schrien, durch spalierbildende Gewerke, die berittene Schlächterzunft — wie das ihr Recht — voran, bewegte sich ein reichvergoldeter Galawagen, der Dienst gethan haben mochte schon unter Friedrich Wilhelm I., und Reiter umher und Fahnen, ein unabsehbarer Zug unter dem mattblauen Winterhimmel mit nur etwas

Sonne — und plötzlich, indem die einzelnen Trupps mit ihrer Musik vorübergingen, eine bekannte Weise ... eine Melodie, wie aus ferner Kinderzeit, aber versöhnend an diesem Tag und an dieser Stelle — ein ganzes Drama der Weltgeschichte im Sinne der ewigen Gerechtigkeit abschließend —

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Und wie der Zug nun vorüber, stürzen Tausende in die freigewordenen Alleen — mit Schemeln, auf denen sie stundenlang geduldig gesessen, mit Fußsäcken, welche sie gegen die Kälte geschützt, mit allen Arten von Fuhrwerken kommen sie hinterher — Karren der Marktleute, die heut' als Equipagen benutzt werden, Schnaps- und Fouragekarren, von zwei Männern gezogen, ein Ehepaar mit einem Waschkorb zwischen sich, in welchem ein Kind liegt — die Gamins steigen von den Bäumen herab und der Jubel beginnt; denn der Berliner, wenn er gleich ein Frondeur ist und fortschrittlich wählt, hält doch treu zu seinem Königshaus, dessen Festtage auch die seinen sind. Fern aber, unter der stolzen Säulenhalle des Brandenburger Thores verklingt das alte Lied von 1848:

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n;
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schau'n.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland ....

Gott segne Deinen Eintritt in die preußische Königsstadt, Du Tochter Schleswig-Holsteins — einst, im Laufe der Jahre, Deutschlands Kaiserin!

So flüstert und rauscht es unablässig in den Zweigen, während ich noch immer vor dem Pavillon im Schloßgarten von Bellevue stehe. Kaum ein Mensch ist in der Nähe — nur hier und da noch, in den langen Baumgängen, ein Einsamer, gleich mir. Aus dem Dämmerlicht, mir gegenüber, hebt sich eine zackige Giebelfront mit Spitzbogenfenstern, bis zur halben Höhe mit den herrlichsten Fuchsien in Scharlach und Lila bedeckt; auf einer Steinplatte stehen die Worte: „Inventé et dessiné par Gilly fils". Es ist Friedrich, Sohn des alten Oberbauraths David Gilly, der Geniale, Frühgestorbene (1800, im Alter von 29 Jahren). In der Kunstgeschichte wird er immer genannt werden als Lehrer Schinkel's und Bahnbrecher der classischen Richtung, welche sich nachmals unter seinem Schüler so glänzend entfaltete; jedoch ich wüßte nicht, daß von ihm selbst in Berlin noch Etwas zu sehen wäre, außer dem wunderschönen, von der alten Münze nach der neuen

übertragenen Sandsteinfries, welcher obendrein noch ziemlich allgemein, in den Handbüchern (auch von Baedeker) Schadow zugeschrieben wird. Dieser hat den Fries allerdings ausgeführt; aber „erfunden und gezeichnet" hat ihn Gilly, ganz wie diesen Bau des Bellevuegartens; und seltsam berührt es, seinem Namen hier auf Knobelsdorff'schem Gebiet zu begegnen — dem Namen des halb Vergeßnen auf dem Gebiet des lang' Verkannten. — Der strohgedeckte Bau, gegenwärtig von dem Obergärtner und seiner Familie bewohnt, war ehedem eine Meierei — die Meierei der Prinzessin Louise, Schwester des Prinzen August; „Métairie de Louise" liest man noch in altmodischer Schrift auf einer Tafel über der offenen, von wildem Wein umrankten Halle, in welcher die Prinzessin zu lustwandeln liebte. Grundriß und Pläne bewahrt die Gartendirection und Alles wird sorgfältig im alten Stand erhalten. Ueber dieser Idylle mitten in einem fürstlichen Park, der weiten Wiese, dem steingepflasterten Hof mit Brunnen und Holzstacket, dem Gebäude selber, einstöckig, ländlich, mit Strohdach und — einer gothischen Façade, weht noch immer der echte Hauch des 18. Jahrhunderts und der etwas gekünstelten Naturschwärmerei Jean Jacques Rousseau's. Ringsum ausgebreitet liegt die blaugrüne Thiergartentiefe. Vom großen Stern — einer Anlage Knobelsdorff's — zweigen zwei beson-

ders mächtige Alleen ab, die eine zur Erinnerung an den verschwundenen Hofjäger, die Hofjägerallee; die andere die Fasanerie-Allee, zur Erinnerung an die verschwundene sogenannte „Fasanerie bei Charlottenburg“, welche auf Befehl Friedrich Wilhelm's IV. 1842 nach Charlottenhof bei Potsdam verlegt ward, während auf dem freigewordenen Terrain seit dem angegebenen Jahre sich der Zoologische Garten zu entwickeln begann.

Wie es hier aussah, als unser Jahrhundert noch in den Zwanzigen war, schildert gar anmuthig Karl Gutzkow in seinem liebenswürdigen Buche „aus der Knabenzeit“. Der Thiergarten war damals noch wildverworren, sumpfiggrün. „Hinter dem früheren Venusbassin, späteren prosaischen Karpfen-, dann Goldfischteich, linker Hand vom Wege wucherte es von Schafgarben, Winden, Farrnkräutern, Schierling und Wolfsmilch. Es war die volle Vegetation des Sumpfes. Eidechsen huschten unter den hohen Gräsern dahin. Rechts hatte man den Blick nach dem Schloß Bellevue, das sogar Delille besungen hat, und der viel bewunderten bronzenen Kanone, welche Prinz August (ein berühmter Held in der Prusse galante) eigenhändig von den Franzosen erobert haben soll. Nun kam das freundliche „Rondeel“, das mit einigen finger- und nasenlosen Steinfiguren geziert war und vom Volke: „die Puppen“

(hochdeutsch: „die Pupfen") genannt wurde, sonst aber schon zu Knobelsdorff's Zeiten poetischer der „große Stern" hieß. Rings geschnittene Hecken. Die Grenze Bellevue's bezeichnete ein erhöhter chinesischer Pavillon, im Volke „Regenschirm" genannt." Dieser Platz aber wurde von dem damaligen Berlin als so weit entlegen angesehen, daß „bis in die Puppen" ein Ausdruck für etwas sehr Entferntes, sogar Extravagantes wurde, und als solcher — siehe Büchmann „geflügelte Worte" — sich erhalten hat, nachdem die „Puppen" selber längst zu ihren Vätern und Müttern versammelt worden sind.

Ein fashionabler Platz war damals der „Hofjäger", welchen die Aelteren der gegenwärtigen Generation noch gekannt und mit seinen weiten Wald- und Wiesengründen unter ihrem Blick gleichsam haben hinschwinden sehen, bis Häuser und Straßen daraus geworden — das Schicksal, welches Moritzhof und Albrechtshof und noch so manche „Kaffeestation" des älteren Berlins mit ihm getheilt haben. Hier, auf der Landseite des Thiergartens, und in den Zelten, auf der Wasserseite desselben, war man sicher, zu der Zeit, wo Gutzkow noch als Knabe in den Feldern schwärmte und E. T. A. Hoffmann seine „Serapions-Brüder" schrieb, in den Nachmittagsstunden stets eine auserlesene Gesellschaft zu finden. Namentlich die Zelte scheint der Verfasser der wundersamen

„Phantasiestücke in Callot's Manier" geliebt zu haben. Zwei seiner Novellen läßt er hier beginnen, aus deren einer — „Fragment aus dem Leben dreier Freunde" — hervorgeht, daß man damals noch „hinten heraus auf dem Platz am Wasser" sitzen konnte, wo jetzt nur altes Gerümpel liegt und Hühner in unzähligen Scharen spazieren gehen; während die andre — „Ritter Gluck" — mit einer anschaulichen Schilderung des Anblicks eröffnet, wie er sich dem Beschauer in jenen Jahren bot. „Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber besetzt; der Mohrrübenkaffee dampft, die Elegants zünden ihre Cigarros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Madame Bethmann ꝛc. . . . Dicht an dem Geländer, welches den Weber'schen Bezirk von der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden . . . da setze ich mich hin. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts stört mich . . . Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt . . . ."

Die Cigarre hatte in dem Berlin der zwanziger Jahre die Pfeife verdrängt, welche hier in den Zelten einstmals so tapfer gedampft. Aber man sagte nicht: „die Cigarre", sondern: „der Cigarro". Man ist

versucht, wenn man das Wort heute liest, an Stroh zu denken, was ja denn auch zu dem Mohrrübenkaffee trefflich passen würde. Doch der Maler Eduard Lassen sagt in einer anderen von Hoffmann's Novellen — „die Brautnacht" — daß „er für die Güte und Brennbarkeit der Cigarren einstehe, ungeachtet er sie nicht direct von Hamburg bekommen, sondern aus einem Laden in der Friedrichsstraße erkauft habe." Ein „Glimmstengel oder Tabaksröhrlein, wie die Puristen den Cigarro benannt haben wollen," vermittelt „an einem schönen Sommerabende" die Bekanntschaft zwischen dem jungen Maler und dem Commissionsrath Herrn Melchior Voßwinkel; und da besagter Commissionsrath eine Tochter besitzt, welche die „Jugend, Anmuth, der Liebreiz selbst" ist, so kann man sich das Weitere denken. —

Das Orchester, welches dem auch in musikalischen Dingen so feinfühligen Dichter nicht wenig Schmerzen bereitet hat — mag er sich noch so weit weg setzen, immer hört er „die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte und des Fagotts schnarrenden Grundbaß . . . sie gehen auf und ab, fest aneinanderhaltend in Octaven, die das Ohr zerschneiden" — dieses Orchester befand sich im „Zirkel", dem ehemaligen „Kurfürstenplatz", wo man fünfzig Jahre früher die Perrücken und den Puder, die Reifröcke und die zierlichen Hackenschuhe gesehen hatte, und wo fünfzig

Jahre später der Berliner Droschkenkutscher seinen Stand nahm. Die Musik verstummte erst und die Estrade ward abgebrochen in Folge der Ereignisse des Jahres 1848, als jene sich in eine Rednerbühne verwandelt hatte. Wer hätte nicht von den berühmten Volksversammlungen in den Zelten gehört oder gelesen, den ersten, welche jemals in Berlin abgehalten worden sind? Ein Augenzeuge — Robert Springer, in „Berlins Straßen ꝛc. im Jahre 1848“ — schildert sie folgendermaßen: „Die verdeckten Orchestersitze in der Mitte wurden zur Tribüne benutzt, der freie runde Platz war mit Tausenden von Zuhörern angefüllt und von Marketenderbuden umgrenzt, in den Zelträumen saßen diejenigen, welche die Volksredner lieber von fern und Bier und Kaffee in der Nähe prüften, vom Brandenburger Thor her rollten zahlreiche Droschken, auf der nahen Spree rollten die lustigen Gondeln nach Moabit, dessen Auen man jenseits erblickte, die Fenster des Schlosses Bellevue blinkten im Sonnenschein durch die schattigen Alleen des Thiergartens, von ferne gewahrte man die grüne Schloßkuppel und die Kirchthurmspitze von Charlottenburg.“

Das waren die Frühlingstage der Freiheit. Aber es wurde bald wieder dunkel und blieb dunkel eine lange Zeit, und weit von hier, an dem entgegengesetzten Ende der immer ungeheurer sich ausdehnenden

Stadt, auf dem Hügel im Friedrichshain, unter den Trauerweiden, haben wir die Gräber gesehen, welche den Carneval der Zelte beschlossen.

Hier aber auch, an den Wassern der Spree, blühte bis zuletzt die blaue Blume der Romantik; hier, in einer unterdeß anders gewordenen Welt, hauchte sie sterbend ihren letzten Duft aus. Hier, in einem Hause „hinter den Zellten", das nunmehr längst verschwunden ist, hat Achim von Arnim und Bettina gelebt. Hier, den Traum ihrer Jugend noch einmal träumend, dichtete die seltsame, geniale Frau „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde"; hier in dem großen Saale stand das von ihr erdachte, mit Hilfe Wichmann's und Steinhäuser's im Modell ausgeführte Denkmal Goethe's mit dem Genius an seinen Knieen, der in die Saiten seiner Leier greift, und hier (1859), neben dem Monumente, stand auch ihr Sarg, ehe er nach Wiepersdorf, der Besitzung der Arnim's, geführt wurde. „Die Ihrigen waren alle vorausgegangen, um ihn dort in Empfang zu nehmen," erzählt Hermann Grimm in der rührend schönen Lebensskizze, welche der neuen Ausgabe des „Briefwechsels mit einem Kinde" vorangeht. „Ich war ganz allein im großen Saale. Es lag da ein Haufen Lorbeerkränze und lange Laubgewinde, die ich um den Sarg nagelte."

Und nun ist es wirklich Nacht geworden, eine

weiche, warme, duftige Sommernacht. Sterne stehen am Himmel, Lichter irren am Ufer, Feuer ist auf dem Wasser: ein Floß treibt noch langsam vorüber, mit einer kleinen Hütte für den Flösser, und dieser kocht sich über einem Scheit brennenden Holzes sein Nachtessen. Schwäne, die ihr Nest suchen, schwimmen voran und umher; über Moabit steht schon das Blau der Sommernacht und auf der Stadtbahn, in schöner Curve, gleitet ein erleuchteter Zug dahin. Im Hintergrunde liegt die Stadt, wie mit Lichterkränzen behängt, und durch die Bucht, welche die Spree hier bildet, fährt ein müder Dampfer nach dem Ankerplatz unter dem Lehrter Bahnhof. Schwarz und schweigend zur Rechten des Wanderers steht der Thiergarten.

Aber in den Zelten leuchtet und summt es von hunderten froher Zecher, unbekümmert darum, wer vor ihnen hier gewesen. Wie man diese Wirthschaften mit ihren großen Gärten noch immer „Zelte" nennt, so bezeichnet man sie auch noch immer nach ihrer Nummer und sagt: Zelt Nr. I., Nr. II., Nr. III., Nr. IV. Aber sie waren nicht immer so gefüllt, wie wir sie heute sehen. Ihre Schicksale wechselten, die Mode wandte sich von ihnen ab und das Jahr 1848 bezeichnet ihren vollständigen Niedergang. Lange waren und blieben sie verödet; sie sahen verfallen aus und wurden, wenn überhaupt, nur noch von den unteren Volksklassen besucht. Ihr Wiederauf-

schwung beginnt mit Anfang der siebziger Jahre, wo diese ganze Gegend sich umgestaltet hat und die früher auf der entgegengesetzten Seite des Thiergartens belegenen Etablissements eines nach dem andern geschlossen worden und verschwunden sind, um neuen Straßen Platz zu machen. Seitdem sind die Zelte wieder in ihr altes Recht eingetreten. Das privilegirte derselben war und ist heute noch das Zelt Nr. II.; es ist das historische Zelt. Es erhebt sich an der Stelle, wo zuerst Mourier's goldne Gans geprangt, alsdann die Grüneberg'schen Hütten gestanden haben und zuletzt E. T. A. Hoffmann ein täglicher Gast Weber's war. Der einstöckige, breite Bau mit seinem schönen Oberlichtsaal, den tiefen Fenstern und der säulengetragenen Arkade macht, unter den alten Thiergartenbäumen, einen angenehmen Eindruck und erinnert an die Schule Schinkel's. Hier pflege ich den Beschluß meiner Sommerabend-Wanderung zu machen; ich bin dann gewiß, eine gute Gesellschaft zu finden — einige Freunde von der Literatur, einige vom Theater, welche wohl wissen, daß sie hier auf klassischem Boden sitzen, aber freilich „mit allem Comfort der Neuzeit". Denn Berlin hat Fortschritte gemacht, seit den Tagen E. T. A. Hoffmann's. Wo dieser Mohrrübenkaffee schlürfte, da gibt es jetzt echten Mocca — wenigstens sagt so der Wirth des Zeltes Nr. II. und — „Heinrich, ich sehe Tugend in seinen

Blicken," sagt Falstaff. Wie gut ich mir den dicken Mann hier denken könnte, vor einer Kanne Nürnberger Bieres, umschwärmt von den kleinen, niedlich uniformirten Pagen — „Tiger" in der Sprache Londons, die übrigens Niemandem etwas zu Leide thun und auch die dünnen Männer freundlich bedienen. In einem Punkt oder in zweien gehorcht man aber auch hier dem althergebrachten, für ganz Berlin gültigen Gesetz: kommt man nämlich am Donnerstag, so hat man „Fricassée von Huhn", und kommt man am Freitag, so gibt's ein großes Fischessen, mit all' den heimathlichen Delicatessen: Aal grün und Aal marinirt, Hechte mit Klößen und Schlei in Dill, Zander mit Butter und Quappen in Bier — denn das Berliner Völkchen weiß zu leben, hängt an der Tradition seiner fischefangenden Väter und denkt vielleicht an solchen Abenden manchmal an Das, was die Zeit, gute Fürsten und ein tüchtiges Volk aus diesem Sumpf und Sandhaufen gemacht haben. Dieses ist auch mein Gedanke, während ich mein letzes Glas in Zufriedenheit leere und er begleitet mich, wenn ich wieder heimwärts wandre durch die Stille der Sommernacht und das Rauschen des Thiergartens.

# Die Kreuzberg-Gegend.

(October 1883.)

Während des vergangenen Sommers bin ich Nachmittag für Nachmittag in den Süden unserer Stadt gewandert. Nicht als ob die Gegend mir fremd gewesen wäre; man kennt ja sein Berlin so ziemlich und die mannigfachen Veranlassungen des täglichen Lebens führen Denjenigen, der mit der Welt geht, bald hierhin, bald dorthin. In dem einen Stadttheil ist ein Theater, in dem andern ein Vereinslocal für große Versammlungen; irgend ein Vorfall, der plötzlich die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, lenkt den Blick auf einen dritten, und Begräbnißplätze, diese letzten Ziele der Wanderschaft, sind in allen. Doch welchen Zweck sie auch immer haben mag, die Unterhaltung eines Abends oder die Erfüllung einer Pflicht der Pietät: solch' eine Fahrt von einem Ende der Stadt zum andern gleicht einer Reise, deren Eindrücke viel zu flüchtig sind, als daß sie haften könnten. Im Sinne der Verwaltungsorganisation mögen wir ja wohl bald so weit sein, von Berlin zu sagen, was man längst schon von

London gesagt hat: daß es nämlich nicht mehr eine Stadt sei, sondern eine mit Häusern bedeckte Provinz. Aber in jedem andern besteht ein Zusammenhang und Gefühl der Gemeinsamkeit, der Assimilation und Verwandtschaft, welches mit dem herausrückenden Weichbild immer gleichen Schritt hält und jeden neuen Baugrund in dem Augenblicke zu Berlin macht, wo das erste Berliner Haus darauf errichtet wird. Sofort treten hier die charakteristischen Eigenschaften und typischen Züge des Berliners hervor: eine gewisse, absprechende Sicherheit, welche von Fremden so leicht für Selbstüberschätzung gehalten wird, und eine gewisse Art, die Dinge ironisch zu nehmen, welche den Berlinern mehr Feinde gemacht hat, als sie verdienen. Denn wenn man das allgemeine Gesetz von der Einwirkung des Bodens auf die individuelle Entwickelung anwendet, so wird man diese Züge sehr natürlich finden bei der Bevölkerung einer jämmerlich flachen, ursprünglich öden und unfruchtbaren Landschaft, aus welcher niemals das Rauschen eines wirklichen, von Gottes Hand gepflanzten Waldes, niemals das sehnsuchterweckende Blau ferner Gebirge zu den Gemüthern sprach, sondern immer nur die Sorge, die kleinliche, für des nächsten Tages Nothdurft, immer nur das harte Müssen und die Mühseligkeit des Lebens und des Kampfes. Welche Summe von Arbeit, jahrhundertelanger Arbeit steckt

in diesen Haiden und Morästen, über welchen sich heute die glanzvolle Reichshauptstadt erhebt; und welches Mittel besaß der Vorfahr des heutigen Berliners, der ein ganzer Mann war, um sich über die Misère seines scheinbar hoffnungslosen Unternehmens hinwegzusetzen? Wenn man es so betrachtet, dann werden diese beiden hervorstechenden, nicht immer liebenswürdigen Züge des Berliners erklärlich, sein starkes, zuweilen trotziges Selbstgefühl respectabel und sein meistens doch recht gutmüthiger Spott, der sich nicht einmal selber schont, verzeihlich. Denn was er mit dem Pflug und dem Spaten sich geschaffen, mit der Axt und der Kelle wohnbar gemacht und mit dem Schwerte vertheidigt hat, das ist fürwahr sein Eigen; die bindende Kraft, welche den auseinanderfliegenden Sand zu Festigkeit und Dauer zwang, ist in das gemeine Wesen übergegangen und so stark erweist sie sich, daß selbst der Eingewanderte, der Zugezogene, wie man hier sagt, gar bald zum Berliner wird — vielleicht nicht, was den Witz und die Schlagfertigkeit desselben anbelangt, gewiß aber in der Anhänglichkeit und Liebe zur neuen, gemeinsamen Heimath.

Mag man daher in Berlin auch so weit wandern, als man will, in neubebaute Gegenden und Straßen, die man zuvor nicht gekannt: immer wird man das Gefühl haben, zu Hause zu sein in diesen ungeheuren

Gebäudemassen und diesem unaufhörlichen Menschengewühl; immer, in diesen tausenden von Gebäuden und diesen hunderttausenden von Menschen, und sollte man sie heut' auch zum ersten Male sehen, in diesen Läden und Magazinen, diesen Werkstätten und Kellern, diesem Kaufmann, der seine Kunden bedient, diesem Schlächtermeister, der behäbig vor seiner Thür steht, diesem Schusterjungen, der pfeifend seines Weges zieht, diesem Droschkenkutscher, der wie ein Stoiker auf seinem Bock sitzt, diesem Schutzmann, der wie das verkörperte Gesetz an seiner Straßenecke steht — Straße für Straße, stundenweit rechts und stundenweit links, immer und überall gewahren wir den gleichen oder ähnlichen Schnitt der Physiognomie, die Familienähnlichkeit.

Und doch besteht ein bedeutender Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen, dem Norden und dem Süden unserer Stadt, ja zwischen den einzelnen Districten innerhalb dieser großen Abtheilungen, zwischen den einzelnen Straßen innerhalb dieser Districte und selbst zwischen dem Aussehen derselben Straße, je nachdem man sie zu den verschiedenen Tageszeiten betrachtet. Die Wilhelmstraße scheint eine ganz andere zu sein Mittags, wenn die Herren mit den Diplomatengesichtern und den weißen Cravatten, die Ledermappen unter dem Arm, in die Ministerien gehen oder fahren, als am frühen Vormittag und

am späten Nachmittag; und am Abend, wenn die Schaaren der Fabrikarbeiter, staubbedeckt, rußgeschwärzt, jeder mit seinem Kaffeekesselchen in der Hand, durch die Straßen am Rosenthaler und Schönhauser Thor drängen, oder die jungen Männer aus den Bureaux und den Comptoiren in ihren langen modischen Röcken und mit ihren wohlverdienten Cigarren von der Spandauerstraße bis zur Leipzigerstraße schlendern und die jungen Mädchen aus den Geschäften im Centrum der Stadt, müd und froh wie Vögelchen aus dem Käfig, nach ihren bescheidenen Nestern in der Peripherie flattern: dann bieten auch alle diese Straßen ein anderes Bild und ein anderes Publikum, als in den Stunden vorher oder nachher. Und wenn ich gesagt habe, daß jeder Berliner an jedem Punkt seiner Stadt sich gleichsam zu Hause fühle, so muß ich doch hinzufügen, daß es ein gar großes Haus ist, in welchem auf Jeden nur ein ganz kleines Kämmerchen oder Theil eines solchen kommt, und man kann von ihm billigerweise nicht mehr verlangen, als daß er darin Bescheid wisse. Jeder hat so viel mit sich selber zu thun, der Einzelne verschwindet, zählt nur mit als Nummer in dem Alles und Alle nivellirenden Rechenexempel, und ich erinnere mich hier an Berthold Auerbach, der zu der Zeit, als er sich in Berlin dauernd niederließ, lange nicht verwinden konnte, daß er mit

Leuten unter einem Dache wohne, zu denen er in keinem persönlichen Verhältnisse stand, daß die Nachbarn ihn nicht grüßten und die Kinder ihm nicht entgegenliefen. Süddeutscher und Gemüthsmensch, der er war, an die Zutraulichkeit des Dorfes und der kleinen Stadt gewöhnt, fand er später, obwohl er sich niemals ganz damit aussöhnte, daß das, was er Anfangs für die Gemüthslosigkeit des Nordens gehalten, in Wahrheit das unterscheidende Merkmal des großstädtischen Lebens sei, dem er ebensogut in Paris und London begegnet sein würde. Was mich betrifft, so erschien mir von jeher als der vorzüglichste Reiz dieser mächtigen Städte, daß man in ihnen wie ein Unbekannter leben kann, — daß ich mich nur in den nächsten Pferdebahnwagen oder Omnibus zu setzen brauche, um in eine neue Welt und unter neue Menschen zu kommen, die nichts von meiner Existenz wissen; daß ich das Schauspiel menschlicher Thätigkeit betrachten darf wie ein unbefangener Zuschauer und nicht wie Einer, der auf der Bühne selber etwas vorstellen will; daß der Schauplatz mit jedem Nachmittagsspaziergang wechselt und die Gegenstände meines Interesses unerschöpflich sind wie das Leben; daß ich mitten im dichtesten Haufen einsam und auf allen meinen Wegen ungestört bin, mag ich nun fröhlich mit dem Menschenstrome fortziehen, oder sinnend vor einem alten Hause stehen bleiben.

Das ist es, was mir das Sommerleben Berlins so angenehm macht, wenn die langen Tage solche Wanderungen begünstigen und man in Berlin auch wirklich Berliner sieht. Dann streife ich umher, bald hierhin und bald dorthin, nach meines Herzens Lust und Begehr, und diesmal, wie gesagt, liegt mein Wandergebiet südwärts. Ich habe nicht einmal weit, um es zu erreichen; es beginnt hinter der Potsdamer Brücke, da, wo einst das Schöneberger Feld war und jetzt die Schöneberger Vorstadt an die Tempelhofer grenzt. An diesem Ufer, als es noch still und grün hier war, hab' ich lange Jahre gelebt und Freunde mit mir, die nicht mehr sind. Von diesen Fenstern aus, die mich nicht mehr kennen, habe ich diese Häuser rings entstehen sehen, die stolzen Gebäude, die mit ihren Dächern und Giebelspitzen, Kuppeln und Thürmen den einst unbegrenzten Horizont einengen. Ich habe sie wachsen sehen, wo sonst nur der Kartoffelacker, das Kornfeld, der Holzplatz und die Bäume waren; zuerst den Bretterverschlag, dann die Backsteinwand, Stockwerk auf Stockwerk, Arbeiter an Leitern und Balken auf- und niederkletternd, bis eines Tages die Maurer hoch über den Bäumen waren und an einem andern Tage die Zimmerleute kamen, um das Dach zu schließen und den Kranz darauf zu setzen. Das Haus ist fertig, die Gerüste verschwinden, an den Fenstern er-

scheinen Gardinen, Kinder treten auf den Balkon heraus, über dem Schornstein steigt der erste Rauch auf und am Abend ist zum erstenmal Licht in den Zimmern — menschliches Leben beginnt nun auch hier, menschliches Glück, menschliches Elend, Gewinn und Verlust, Herrschen und Dienen — das allgemeine Loos, der Kampf, den wir alle kämpfen.

Die ländliche Umgebung — und Etwas davon haben wir doch auch in Berlin — weicht immer mehr zurück und der wohlthuende Blick auf weite grüne Flächen verschwindet unter den vordringenden Steinmassen der Stadt. Aber wie dem Großstädter insgemein, ist auch dem Berliner die Liebe zur Natur angeboren und sie zeigt sich nicht nur in dem wundervollen Gartenschmuck der öffentlichen Plätze: jede Blume spricht davon, welche die Arbeiterin, fünf Treppen hoch, vor ihrem Dachkämmerchen pflegt. Besonders groß aber ist bei uns die Pietät für die Bäume. Man schont sie, man hegt sie ein, man umgiebt sie mit Schutzwehren, daß sie bei Neubauten nicht verletzt werden. Als die Potsdamer Straße zeitgemäß verbreitert werden sollte, konnte das Herz des Kaisers — denn auch er ist ein Berliner — sich nicht entschließen, die alten Pappeln fällen zu sehen, die er schon aus der Knabenzeit gekannt, und sie stehen heute noch. Ueberall, bis tief hinein in Berlin findet man Bäume, manchmal einen einzelnen

mitten in einer Straße, wie den in der Victoria-Straße, der daran erinnert, daß noch vor dreißig Jahren an dieser Stelle der Thiergarten war. Auch hier, am Ende des Schöneberger Ufers, steht der alte Weidenbaum noch, von allen Weidenbäumen Berlins der älteste, der ehrwürdigste und der schönste. Er stand hier schon, als Berlin zu Ende war mit der Stralauer Straße und Cölln mit der Schloßfreiheit; als hier an den Sümpfen Schilf wuchs und sonst, so weit das Auge reichte, Haideland sich dehnte. Zweihundert, dreihundert Jahre mögen über seinem Haupte dahingerauscht sein, die Blitze des Himmels haben ihn getroffen, die Geschlechter der Menschen haben gewandelt, Häuser, Straßen sind um ihn her gebaut und unaufhörlich an ihm vorüber sausen die Züge der Potsdamer Bahn. Er aber steht immer noch, frisch in seinem grünen Alter, und möge er lange noch stehen, Allen lieb und werth als das Wahrzeichen dieser Gegend. Auf dem Wasser lagert noch der Apfelkahn, der Ueberrest einer idyllischen Vorzeit, und mühsam, melancholisch die geräuschlose Bahn dahin schleppt sich das Schiff, ein traurig Zurückgebliebener in diesem Jahrhundert des Dampfs und der Maschinen. Sonst aber ist Alles verändert und verwandelt, rings um mich her.

Das Ufer, einst ein anmuthiger Spaziergang vor den Thoren, dröhnt von dem betäubenden Lärm der

Frachtkarren, von Hufschlag und Peitschenknall, die Straße ist gefurcht von den tiefen Einschnitten der Räder. Wo man über selten befahrene Schienenstränge bedächtig dahinschritt, donnert und rasselt jetzt auf eisernen Brücken Zug nach Zug über unserem Haupte; wo der Bretterschuppen war, den man den Anhalter Bahnhof nannte, lange der Schrecken aller Reisenden, ragt jetzt hoch über den höchsten Häusern ein Bau, dessen Glasdach Abends schimmert von dem Blau des elektrischen Lichtes, und die reich modulirten Façaden neuer Uferstraßen schließen das Bild aus dem modernen Berlin.

Aber in all' diesem Glanz und all' dieser Pracht hat ein Fleckchen Erde sich erhalten, wie es vor zwanzig Jahren war und vor fünfzig Jahren schon gewesen sein mag. Es ist ein kleiner Garten mit halb verwitterten Bäumen und ein kleines Haus, schräg hineingebaut: ein Haus, noch von der altmodischen Sorte, gelb angestrichen, die Fenster braun, die Läden grün und die Stuben niedrig. Wenn ich an diesem Hause vorübergehe, dann überkommt mich zuerst wieder ein Gefühl der Heimathlichkeit und ich trete hinein oder vielmehr hinunter in den Garten, denn er liegt tiefer als der Uferdamm. Es ist ein Weißbiergarten. Leute verkehren hier, auch noch vom alten Schlag, obwohl sie noch nicht einmal alle so gar alt sind — Frauen mit Strickstrümpfen, Kinder,

die im Sande herumspielen und immer dazwischen an den Tisch herangelaufen kommen, um aus dem großen Glase zu trinken, welches von Hand zu Hand und von Mund zu Mund circulirt. O die Weiße! Man fühlt sich doch eigentlich erst als Berliner, wenn man die Weiße vor sich stehen hat! Und die Eleganz zu bewundern, mit welcher der Kellner das breite Glas, einer kleinen Tonne ähnlich, zwischen Daumen und Zeigefinger, auf der Hand balancirend daher trägt! Dieses Ding muß nach allen Regeln der Kunst behandelt werden, wenn man nicht Aufsehen erregen will in diesem kleinen Biergarten. Denn es versammelt sich hier gegen Abend ein sehr würdiges Publicum von Stammgästen, denen es Ernst ist mit ihrer Weißen, die nicht mit sich spaßen lassen und keine Miene verziehen, wenn sie das Glas auf der flachen Hand erheben. So Etwas will gelernt sein. Daran erkennt man den Berliner. Ganze Generationen mögen hier aufgewachsen sein, von den Kinderspielen an. Männer kommen hierher, die schon an die dreißig, vierzig Jahre hierher gekommen sind, — Einer darunter, der regelmäßig, so oft er kommt, erst alle Stühle durchprobiert, bis er denjenigen findet, auf dem er seit Menschengedenken jeden Abend gesessen hat. Einige von den ganz Alten haben ihre Pfeifen in der Stube stehen; und wenn diese erscheinen, so läßt der Kellner Alles liegen und stehen, um ihnen

die Pfeifen zu holen — auch er übrigens kein Jüngling mehr, sondern Einer, der mit sammt seinem Frack im Dienste dieser bejahrten Herren und dieses Gartens grau geworden ist. Aber auch dieses alte Nest, so alt, daß man meint, es werde von der Zeit gar nicht mehr berührt, hat ihr seinen Tribut zahlen müssen. Es hieß früher, ich weiß nicht wie; wahrscheinlich hatte es gar keinen Namen. Jetzt heißt es „Café Bismarck".

Und von hier hab' ich denn nicht mehr weit bis zum Belle-Alliance-Platz. Wenn man in einer so großen Stadt nach Jahren eine Gegend betritt, in der man früher tagtäglich gewesen ist und die man seitdem nicht mehr gesehen hat, so fühlt man sich wie ein Fremder oder Fremdgewordener, der nach Jahren wieder in die Heimath kommt. Man erkennt sie nicht; und nur noch Einzelnes hier und dort erinnert an die Zeit, in der wir jung waren.

Aber mag Wehmuth vielleicht das erste Gefühl sein, so ist Stolz und Freude sicherlich das zweite, wenn man an Orte kommt, die man klein, unscheinbar, dürftig gekannt hat, und jetzt groß und gewaltig wieder sieht. Als ich zum letzten Mal auf diesem Platze war, es mag im Jahre 1872 oder 1873 gewesen sein, da stand noch das alte baufällige Halle'sche Thor, da war hier die ärmliche Holzbrücke, der öde vernachlässigte Platz, mit der Säule ganz

vergraben in dem unendlichen Sande. Heute dagegen ist hier Marmor und Granit, prangt die steinerne Brücke mit kunstreichen Figuren, aus der Wüste ward ein Park und aus dem üppigen Grün schauen Marmorbilder — nicht jene des Goethe'schen Gedichts, die uns fragen: „was hat man dir, du armes Kind gethan?" — nein, — Bilder des Kriegs, Bilder der Tapferkeit, Bilder des Ruhms und des Todes fürs Vaterland; die ganze Schöpfung gipfelnd in der Säule mit der Victoria — der ersten und der heiligsten von Berlins Victorien, denn sie befreite uns vom Joche der Fremdherrschaft! Das alte „Rondeel", dem der Tag von Belle-Alliance den neuen Namen gab, trägt jetzt auch ganz und vollständig die Signatur des neuen Berlins — gen Norden die drei majestätischen Straßenadern der Friedrichstadt ausstrahlend, gen Süden der Blick auf den Kreuzberg. Der Fremde, der nach Berlin kommt, wird zuerst und vor Allem den Eindruck des Kriegerischen, des Soldatischen erhalten. Waren wir nicht die modernen Spartaner, bevor wir nach dem Ruhme geizten, die modernen Athener zu sein — ah, und unsere Minerva ist gut gepanzert! Von der Säule des Belle-Alliance-Platzes bis zu der des Königsplatzes, welch' ein weiter Weg! Aber wir haben ihn doch gemacht; und er ist eine einzige lange Siegesstraße. Der militärische Lorbeer erleuchtet und verdunkelt hier

Alles; das Geschlecht, welches zwischen diesen Zeichen aufwächst, muß ein kriegerisches werden, ein Volk von Soldaten. Aber die Trophäen sind auch rings-um aufgesteckt. Was wir geworden, das sind wir durch Krieg geworden. Wir waren eine Gesellschaft von bescheidenen kleinen Leuten, und wir können uns jetzt sehen lassen, Gott sei Dank. Wir hatten alt-modische, unbequeme, unansehnliche, unschöne Häuser, und wir haben jetzt stilvolle Häuser, mächtige Häuser, colossale Häuser — Häuser mit Marmortreppen und Sammetgeländern, Häuser mit elektrischen Klingeln und Telephondrähten — und überall das Brausen und Branden der Weltstadt, das Rollen der Wagen, das Klingeln der Pferdebahnen, die hier, am Belle-Allianceplatz, von drei oder vier Seiten sich treffen, — Arbeiterscharen und Equipagen, Alles durcheinander — Bilder der unablässigen Bewegung, des unermüd-lichen Fleißes, des ungeheuer gesteigerten Verkehrs, des Wohlstandes, des vermehrten Reichthums, des erhöhten Luxus — und die letzten Quellen und Ur-sachen von alle Dem? Der Krieg! — das heißt die Geltendmachung einer jungen, kräftigen Volks-individualität, das Sprengen von Fesseln, welche sein natürliches Wachsthum zurückgehalten, das Ringen um die höchsten idealen und nationalen Güter, der Krieg von 64, von 66, von 70 — immer gewal-tiger in seinen Dimensionen, immer wuchtiger in

seinen Erfolgen — Krieg predigt hier Alles; aber jenen Krieg, dessen höchster und letzter Preis der Frieden, das Glück und die Freiheit des Vaterlandes ist.

Auch bei dem Namen des Tempelhofer Feldes, wenn man ihn in Berlin nennt, denkt wohl Jeder zuerst an die Frühjahrsübungen und die große Parade, wenn die ganze Garnison der Hauptstadt in Bewegung ist, wenn die Morgensonne lustig in den Helmen der Kürassiere blitzt und der Wind mit den Fähnlein der Ulanen spielt, wenn Batterie nach Batterie durch die Straßen rasselt und mit klingendem Spiel Fußvolk und Reiterei nach dem Tempelhofer Felde rückt. Hier ist es, auf der weiten Ebene, wo man dann den Pomp und die Pracht des Krieges sehen kann, die schimmernden Fronten, die berühmten Regimenter, deren jedes eine gewonnene Schlacht bedeutet, die Garden, die den Tag von Gravelotte entschieden und das Dorf Le Bourget erstürmten, die langen unabsehbaren Linien, die mit mathematischer Genauigkeit sich zusammenziehen und entwickeln, theilen und wieder schließen — bis der furchtbare, aber imposante Apparat fertig dasteht, des letzten Winkes harrend. Nun erscheint der Kaiser, umgeben von seinem Stab und gefolgt von allen Prinzen und Prinzessinnen unseres Hofes — und nun geht es durch die Reihen; alle Musiken spielen, alle Fahnen

senken sich, alle Waffen klirren unter dem Griff der Mannschaften: das preußische Heer salutirt seinem obersten Kriegsherrn. Und nun wird es still; aber nur für einen Augenblick. Dann beginnt der Galopp der Schwadronen und der Marschtritt der Colonnen, das Exerciren im Feuer, das Knacken und Knattern der Gewehre, das Rollen der Salven, der Trommelschlag, der Ruf der Signalhörner, das Commando der Officiere — man glaubt die wirkliche Schlacht zu hören. Aber wenn gleich nur ihr Scheinbild, hat es doch etwas Hinreißendes in sich. Zuschauer in dichten, dunklen Scharen bedecken zu beiden Seiten die Hügel, drängen sich Kopf an Kopf bis an die Barrièren, und aus den Equipagen, die zu einer ungeheuren Wagenburg aufgefahren sind, flattern zahllose weiße Tücher in der blauen, warmen Mittagsluft.

So sieht es hier im Frühling aus.

Kommt man aber zu irgend einer anderen Zeit des Jahres und gegen Abend hierher, wie still ist es dann auf dem Tempelhofer Felde. Wenn vielleicht ein regenschwerer Himmel darüber liegt, grell beleuchtet vom Abendroth, dann hat man so recht ein Bild dessen, was man in Berlin und der Mark eine Haide nennt — weit und grün, etwas melancholisch, mit nur hier und dort einem Baum, links eine Allee und das dichte Gehölz der Hasenhaide, dahinter eine

Anschwellung des Terrains, violett gefärbt, rechts die Chaussee, mit einem Wägelchen darüber hinrollend, und an der Grenze des Horizontes und der Haide, weißlich schimmernd und undeutlich in der beginnenden Dämmerung, die kleinen Häuser von Tempelhof. Einzelne Spaziergänger, Bewohner dieser Gegend, bewegen sich auf dem mattgrünen Hintergrunde wie schwarze Punkte. Die Kinder der Nachbarschaft tummeln sich auf dem spärlichen Graswuchs, spielen in den Gräben und Gruben, hängen in den Bäumen, lassen den Papierdrachen fliegen. Denn der Herbst naht und der Wind weht über die Haide. Dort kniet ein Mann an der Erde und macht seinen beiden Knaben, die aufmerksam neben ihm stehen, den Drachen in Ordnung. Ich geselle mich zu der Gruppe. Der Mann ist ein ehrbarer, junger Handwerker, der mir auf alle meine Fragen höflichen Bescheid gibt. Denn bei diesen Wanderungen ist man immer auf die Auskunft der Leute angewiesen, denen man begegnet. Handwerker, Arbeiter, Marktfrauen — sie alle sind meine guten Freundinnen und Freunde. Manches, was nicht in den Büchern steht, wissen diese Leute. Ich erkundige mich nach dem „Dusteren Keller", einer ehemaligen Berühmtheit des Tempelhofer Berges, nunmehr aber längst von der Erde verschwunden. Mich verlangt zu erfahren, an welchem Platze diese Merkwürdigkeit

gewesen und was daraus geworden. „Gehen Sie nur in die Bergmannstraße,“ sagt mein junger Meister, „da und dorthin“ — und er beschreibt mir ganz genau den Weg. „Ist denn noch viel da zu sehen?“ frag' ich. „Ja, mein lieber Herr,“ versetzt er; „das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin nie darin gewesen; es soll aber gut sein.“ Diese Antwort macht mich stutzig und als ich hinkomme, finde ich in einer ganz neuen Straße ein ganz neues Weißbierlocal, das den Namen „Dusterer Keller“ auf einem ganz neuen Schilde zeigt. Das also kann es nicht sein, wenn ich auf der richtigen Fährte bin. An diesem Abend kann ich vom „Dusteren Keller“ nicht mehr erfahren; aber am anderen komm' ich mit einem langjährigen Freund und Kameraden, einem alten Berliner, wieder und der bringt Licht in die Sache. Vor einer Seitenstraße, die noch ganz wie ein Feldweg aussieht, ungepflastert ist, an Hinterhäusern vorbei zum „Bock“ hinaufführt und „Am Tempelhofer Berg“ heißt, macht er Halt. „Dies war der „Dustere Keller“,“ sagt er, „ein Revier, welches ich in meiner Knabenzeit, an den freien Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen oft mit anderen Knaben durchschwärmt — eigentlich ein gruseliger Ort damals, eine tiefe Schlucht oder Höhlung, mit einem verräucherten Bauwerk darin, einem kellerartigen, unterirdischen Gemäuer. Dies“ — und er

deutet auf das ziemlich neue Haus, das die Ecke der Bergmann= und der anderen, im Entstehen begriffenen Straße bildet, „war die Stelle. Jedes Kind in Berlin kannte sie."

So rasch verliert sich in der jungen Generation das Andenken jahrhundertalter, wenn nicht historisch berühmter, so doch stadtkundig gewesener Plätze!

Mannigfache Sagen und Legenden verknüpfen sich mit dem „Dusteren Keller". Ein Uralter soll hier zur Zeit Friedrich Wilhelm's I. gehaust haben, ein Einsiedler, wie Diogenes in seiner Tonne. Einst, als der König vom Exercirplatz auf dem Tempelhofer Felde zurückkam, hielt er bei der Höhle, ließ den Bewohner derselben herausführen und fragte nach seinem Namen, seiner Lebensart und zuletzt nach seiner Religion. „Ei," erwiderte der Alte, „ich glaube noch immer dasselbe, was ich geglaubt habe, als ich Seinem Großvater die Psalmen vorlas." — „Na, dann habe ich allen Respect vor seinem Glauben," sagte der König, den es amüsirte, daß der Höhlenbewohner ihn, wie alle Welt, mit „Er" anredete; „hier hat er einen Gulden." — Aber der Philosoph des düsteren Kellers sagte: „die Münze ist mir zu groß; ich nehme nur Kupfer." Sprach's, drehte Seiner Majestät den Rücken und kroch in seine Höhle zurück.

Darüber, was der „Dustere Keller" ursprünglich

gewesen oder bedeutet habe, streiten die Gelehrten. „Worüber wären sie jemals einig gewesen?" wirft mein Freund hin, mit den Achseln zuckend. Ein Hain mit heiligen Eichen, unter denen die Priester der Wenden dem Swantewit und dem Zernebog geopfert; eine Lehmgrube, aus der die ersten Ansiedler von Cölln das Material zu ihren Hütten entnahmen; ein Bärenzwinger, eine Räuberhöhle, eine Falschmünzerwerkstatt — wer weiß es? „Fata habent sua", sagt mein Freund, „der „Dustere Keller" mag alles Das gewesen sein. Zu meiner Zeit war er ein Bierkeller und vorher war er ein Weinkeller. Das scheint mir das einzig Historische in der Geschichte des „Dusteren Kellers" zu sein."

Denn in der sicheren Kunde lebt noch, daß Weinberge hier waren, Weinberge des Kurfürsten, Weinberge der Bürger von Cölln; und mag Wein an den Abhängen des Tempelhofer Berges auch noch unglaublicher klingen als heilige Eichen, es ist dennoch die Wahrheit. Der Wein dürfte sauer gewesen sein, aber er war da. Diese Thatsache kann nicht bestritten werden. Und er war nicht nur am Tempelhofer Berg, er war auch am Kreuzberg, er war nicht nur im schönen Süden, er war auch im hohen Norden und fernen Westen unserer Stadt — und Wollank's Weinberg, die Weinmeisterstraße, die Weinstraße, der Weinbergsweg und noch manch' andere

Straßen und Wege erinnern daran, daß Berlin im Mittelalter eine weinbauende Stadt war — unser Schöpfer sei gelobt, daß wir ihn nicht mehr zu trinken brauchen. Erst während des dreißigjährigen Krieges ist diese Cultur hier nachweisbar zu Grunde gegangen, so daß die blutige Geißel der Völker doch mindestens eine gute Folge zu verzeichnen hat.

Zur Zeit, wo hier die Reben noch blühten, mag der „Dustere Keller" denn in der That zur Aufbewahrung des fürstlichen Wachsthums gedient haben und das Gesindel, die Räuber, die Bären und die Falschmünzer mögen hinterdrein gekommen sein; aber, wie gesagt, der Weinberg und der Keller sind beide dahin und nichts von ihnen, nicht einmal der Name, hat sich erhalten. Zwar auf der topographischen Karte der Umgegend von Berlin, welche dem II. Bande des vom Magistrat herausgegebenen Verwaltungsberichts 1861—1876 beiliegt, findet sich allerdings noch die Bezeichnung „Weinberg" und auf dem Plan des Berliner Adreßbuchs für 1873 ist auch der „Dustere Keller" noch angegeben — aber seitdem ist jede Spur verloren und Häusermassen bedecken die Stellen.

Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war dies Alles, westlich und östlich, bis zum heutigen Belle-Alliance-Platz freies Feld; und noch um die Mitte des unsrigen standen hier, zuweilen in be-

trächtlichen Entfernungen von einander, jene kleinen, meist einstöckigen Häuser, Sommerwohnungen der Berliner, wie sie zur selben Zeit auch noch zu sehen waren im Thiergarten und in der Potsdamerstraße, damals Potsdamer Chaussee genannt. Auf dem Grundriß von 1778 war Berlin am Halle'schen Thor zu Ende und auf dem von 1831 führt das, was heute die großmächtige Belle-Alliance-Straße ist, den anspruchslosen Namen „Weg nach Tivoli". Tivoli war ein berühmtes, nach Pariser Muster im Jahre 1829 angelegtes und genanntes Vergnügungslocal am Kreuzberg, da, wo gegenwärtig die Brauerei gleichen Namens liegt. Aber hier war nicht mehr Berlin, sondern „Umgegend von Berlin"; man fuhr nach Tivoli, wie man heute nach Tegel oder Pichelswerder fährt. Im Jahre 1842 hieß die Straße, welche bis dahin „Weg nach Tivoli" geheißen hatte, die „Tempelhofer Straße": aber sie war, wie wir dem Buche von Fidicin („Berlin, historisch und topographisch" 1843) entnehmen, nur „in der Nähe der Stadt mit Häusern besetzt". Die eigentliche Bebauung dieser Strecke, welche an Ausdehnung die Friedrichstadt übertrifft, fällt in die Periode von 1866—1875, und die Belle-Alliance-Straße, eine Geschäftsstraße voll regen Verkehrs, länger als die Linden und fast ebenso breit, bildet seitdem den Kern eines neuen Stadttheils mit vorstädtischem Charakter

und sehr eigenthümlich zusammengesetzter Bevölkerung. Gegen das Tempelhofer Feld ansteigend und zu beiden Seiten flankirt von den mäßigen Terrainerhöhungen, die man sich gefällt, den Tempelhofer Berg und den Kreuzberg zu nennen, macht sie mit ihren Bäumen, Casernen, großen Läden und hohen Häusern einen sehr stattlichen Eindruck, als die vornehmste dieses Quartiers. Aber man würde nicht vermuthen, daß hinter ihr, am östlichen Abhange des Kreuzbergs, eine der reizendsten kleinen Straßen sich versteckt, und, wenn man den Eingang nicht kennt, sie nicht einmal finden. Hier ist nichts mehr von dem Lärm und der Arbeit der volksthümlichen Nachbarschaft. In aristokratischer Einsamkeit herrscht hier beschauliche Ruhe. Zierliche Häuser sind hier in schönen Gärten, ein Teich, auf welchem Schwäne schwimmen, ein kleiner Palast in den reinsten italienischen Formen, auf dessen Freitreppe man sich gern einen Kreis anmuthiger Frauen, einen Scaliger, einen Medicäer dächte.

Zehn, zwanzig Schritte bringen uns wieder in die Wirklichkeit zurück, und zwar in eine, die auch ihre Ueberraschungen hat. Denn diese Vorstadt ist noch weit davon, vollständig ausgebaut zu sein, und hier kann man, wenn ich so sagen darf, Berlin wachsen sehen.

Namentlich die nähere Umgebung des Kreuz-

berges nach Norden und Westen hin bietet noch solch' einen Anblick. Hier sind Trottoirs ohne Straßen, und, was noch ärger ist, Straßen ohne Trottoirs, Holzplätze, Kohlenplätze, dann wieder ein einzelnes Haus, ein Baugerüst, ein Bretterzaun und ein Stück Eisenbahn, ganz voll ausrangirter Wagen. Nähert man sich von einer dieser Seiten, etwa unter den alten Pappeln und Häusern der Möckernstraße, dann sieht der Kreuzberg aus wie eine Düne am Meeresstrand, unten ganz weiß, oben spärlich begrünt — man meint, man müßte die Segelstangen vorüberziehender Schiffe erblicken unter dem milden, grauen Abendhimmel. Knaben spielen im Sande, auch ein Reiter auf schwerfällig sich fortbewegendem Rosse ist da, und dunkle Vertiefungen und Schluchten. Stark und lau weht der Abendwind und macht die Täuschung noch vollständiger. Rechts ist die Fortsetzung der Kreuzbergstraße und der Sandweg mit den Weidenbäumen, der nach Schöneberg führt. Wie manchmal bin ich ihn gegangen vor vielen Jahren! Aber hier hat sich noch Nichts geändert, hier ist Alles noch, wie es war. Nur drei Freunde, drei gute Gesellen im Leben, die mit mir gingen, ruhen jetzt dort oben, nicht weit von einander, auf dem Schöneberger Kirchhof, dessen Mauer sich über dem ansteigenden Felde zeigt. Hier sind auch noch die beiden altmodischen Tanzlocale, in welche beim Vor-

übergehen hineinzuschauen uns damals so viel Vergnügen machte: „zum Thürmchen" und „zum alten Thürmchen" — letzteres über dem Dach mit einem veritablen, grün angestrichenen Thürmchen, das wie ein Taubenschlag aussieht und vielleicht auch einer sein mag. Wieder ist es Sonntag-Nachmittag. Wieder ist hier die Drehorgel und das Marionettentheater; es wird gekegelt und getrunken. Plötzlich höre ich Jemanden rufen: „Naucke!" Ich achte nicht darauf. Da frägt ein Zweiter einen Dritten: „Hast'e Naucken nich jesehn?" und ein Vierter sagt: „Wo is Naucke?" Mein Gott, denke ich, wer mag der Mann sein, nach dem alle sich so theilnehmend erkundigen? Wer ist Naucke? Da steht vor dem Eingang zum „alten Thürmchen" ein kleiner Stillvergnügter, der sich fortwährend um sich selber dreht und dazu mit gerührter Stimme singt:

Naucke is nich mehr zu sehn,
Naucke is mich jar zu kleen.

Nun denn, so will ich mich darein ergeben; ich fürchte, mich zu blamiren, wenn ich weiter nach diesem interessanten Unbekannten forsche. Doch ein paar Tage später, beim Stralauer Fischzug und auf dem Erntefest im Schwarzen Adler zu Schöneberg — überall hör' ich denselben Namen, überall ist Naucke, oder ist er vielmehr nicht; und ich überzeuge mich nun, daß es sich hier um eine jener Neckereien

handelt, die oft so plötzlich, man weiß nicht woher, im Berliner Leben auftauchen. Vielleicht daß bei einer Landpartie eine liebende Gattin ihren Mann verloren hat, der sich des Namens Naucke erfreut. „Naucke!" ruft sie — „wo ist Naucke?" Ihr Schicksal erregt Theilnahme, man hilft ihr suchen, alle Bezirksgenossen schließen sich an — was anfänglich bitterer Ernst gewesen, wird allmälig fröhlicher Scherz, der Ruf wird populär und lange noch, nachdem, so wollen wir hoffen, Frau Naucke ihren Mann wieder gefunden hat, klingt es durch ganz Berlin bis zum alten Thürmchen in der Schöneberger Feldmark: „Wo ist Naucke?"

Von hier aus hat der Rücken des Kreuzbergs ganz den Haidecharakter, d. h. etwas Gras und viel Sand. Das Denkmal, welches früher auch im Sande stand, steht jetzt auf festem Unterbau, mit hohen, zinnengekrönten Mauern. Der Blick auf das unter einem violetten Abendhimmel flach daliegende Berlin imponirt nicht besonders: man sieht Thürme, Kuppeln, viele Häuser; man unterscheidet ganz in der Ferne die gegenüberliegenden Höhenzüge und weit weg links die Spandauer Haide und die Spandauer Forst; aber es gibt kein Bild, man hat nicht den Eindruck einer ungeheuren Stadt, in der Millionen Menschen wohnen. Nach der Seite von Tivoli hin sind viel dichte Laubmassen um den Hügel und sie

erwecken den Wunsch, dieses ganze, jetzt noch ziemlich öde Terrain in den Südpark umgeschaffen zu sehen, den man uns so lange schon verheißen und dem es in der That so mannigfache Vorzüge der Bodenformation entgegenbringt. Wer weiß, ein Wanderer, der nach mir kommt, wird ihn finden und beschreiben.

Die Berge von Berlin! Wer wird ernsthaft an sie glauben? Aber sie sind nun einmal da und sie heißen so, wenn auch ein künftiges Geschlecht sie vielleicht nur noch an der etwas stärkeren Hebung oder Senkung der Straße erkennen mag, wie beim Pfefferberg in der Schönhauser Allee. Hier indessen ist noch Etwas von der alten Romantik; und wer vom Kreuzberg nieder- und über die Belle-Alliance-Straße hinweg den Tempelhofer Berg hinansteigt, der kann sich in die glückliche Vorzeit versetzt wähnen. Es ist dies auch noch ein rechtschaffener Sandhügel mit allen Attributen eines solchen. Bei jedem Schritte, den man vorwärts thut, sinkt man ein oder rutscht hinunter. Rechts, am Rande des Hügels, ist die berühmte Bock-Brauerei, links ist eine andere Brauerei und ein Hof mit vielen Tonnen, geradeaus ist eine Gruppe von Pappeln, eine Windmühle, eine Fabrik mit ein paar hohen Schornsteinen — und Berlin ist zu Ende. Dieses Haus dort drüben ist das letzte Haus von Berlin.

Aber unermeßlich gegen Südwesten, vom Tempel-

hofer Revier bis zur Luisenstadt, dehnt sich ein neues Berlin aus; und ich erinnere mich noch, daß ich dort im Sande des Cöpenicker Feldes ging, wie ich hier im Sande des Tempelhofer Feldes gehe. Jetzt sind überall Straßen, — und was für Straßen, und was für ein beständiges Wogen der Menschen in ihnen! Welche Plätze, welche Brücken! Weit und luftig ist hier die Gegend am Johannistisch und am Urban, in dessen Nachbarschaft, auf die „Schlächterwiese" des Cottbuser Feldes — vor eilf Jahren, im Sommer 1872, noch ein Rüben- und Kartoffelfeld — in jener Zeit der Wohnungsnoth der Exodus der „Obdachlosen" stattfand, die sich hier Hütten bauten. Welch' ein Anblick kann phantastischer sein, als jetzt, wenn man in diesen neuen Gegenden, am Plan- und Waterloo-Ufer und der prächtigen Bärwaldbrücke vorbei, bis zum Kohlenufer wandelt, bei der einbrechenden Dunkelheit die Feuer der Gasfabriken, unter den alten Baumgruppen, am Wasser und im warmen Dunste des Sommerabends; oder, der Nacht und dem frischen Ostwind entgegen, an einem dunkelblauen Himmel, über einer Fläche, halb noch unbebautes Land und halb schon weißliches Häusermeer, als ob es Bergzüge wären oder Wolkenmassen, den Vollmond aufsteigen zu sehen, groß und golden? Oder sich in das unbekannte Häusergewirr zu verlieren, in dem man sich nur nach der Richtung zu

orientiren vermag, in das Dunkel von Straßen, von deren Namen und Existenz man bisher nichts gewußt, und die doch alle regelrecht gebaut sind und in denen aus Bierlocalen und „Destillationen" überall das Spiel von Clavieren heraufklingt?

Zwischen den Colossen mit vier oder fünf Stockwerken und unzähligen Fenstern, so daß man meint, fünfhundert Menschen müßten darin wohnen können, begegnet man hier zuweilen einem kleinen Bijou von Haus, einstöckig, traulich, nur für eine Familie — das Haus, welches ein Fabrikant dieser Gegend sich in der Nähe seiner Fabrik und der Mitte seiner Arbeiter gebaut hat. An einer anderen Stelle sieht man ein übrig gebliebenes Häuschen aus einer Bauperiode stehen, wo menschliche Wohnungen hier nur selten in den Gärten und den Feldern waren. Inzwischen sind die Felder und die Gärten verschwunden, das Häuschen hat hohe Nachbarn bekommen und der Straßendamm ist emporgewachsen; es selber aber hat sich nicht vom Platz gerührt und wie man nun bei allen anderen Häusern die Treppe hinaufsteigt, so steigt man bei diesem die Treppe hinunter, wenn man hinein will. Ein ähnliches Häuschen gegenüber liegt noch tiefer, seine drei Fenster reichen knapp an den Bürgersteig hinan und ich kann mir nicht denken, wie die Bewohner desselben es anstellen, um auf die Straße zu sehen. Und dennoch scheinen

sie ganz gemüthliche Leute zu sein mit hübschen Gardinen an ihren drei Fenstern und Lichtbildern und Blumen davor.

Je weiter man in diesen neuen Gegenden vordringt, die doch vorzugsweise bestimmt sind, von den weniger bemittelten Einwohnerclassen bewohnt zu werden, desto mehr wird man erstaunt sein, nicht sowohl über die Massenhaftigkeit der Bauten und Anlagen, als über ihre Zweckmäßigkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit. Wir Alle kennen das normale Berliner Wohnhaus, das aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. und Friedrich Wilhelm's IV. stammende — nüchtern, ohne Schwung, wie der Staat jener Zeit, auf das Nothdürftige beschränkt, unerfreulich, monoton, langweilig und eines ungefähr wie das andere. Kein Wunder, daß dem Fremden, der in unsere Stadt kam, ihre langen Straßen mit den Miethscasernen, nur selten unterbrochen durch ein edleres Bauwerk, nicht besonders wohl gefallen konnten. Das Berliner Wohnhaus vermochte Schinkel nicht zu reformiren. Der Genius eines Einzelnen reicht nicht hin, eine Stadt umzugestalten. Dazu müssen andere Kräfte mitwirken. Nota bene: und ich spreche nur von dem äußeren Eindruck, ich will hier gar nicht auf das Innere dieser Häuser eingehen, von denen die meisten keine Wasserleitung und keine Badestuben, dagegen alle-

sammt dunkle Schlafzimmer, enge Corridore und das odieuse Berliner Zimmer hatten — eine Erfindung, auf welche die Berliner Baukunst stolz sein durfte, ein Durchgangszimmer, durch welches, auch wenn die Familie bei Tische saß und große Fêten gab, die ganze Passage ging, von der Küche bis zur Flurthür. Dieses Haus ist in raschem Verschwinden begriffen: in den inneren Theilen der Stadt wird es Schritt vor Schritt verdrängt durch die luxuriösen Bauten unserer jungen Architektenschule, welche bald ein neues und schöneres Berlin aus dem alten gemacht haben wird; und in dem neuen ist es nie gewesen. Hier, in den Vorstädten und Volksquartieren, wo es sich eben nur um Neuschöpfungen handelt, tritt dieser neue Baustil auch am Deutlichsten und Großartigsten hervor. Hier, wo nicht Luxusbauten errichtet werden sollten, sondern solche, die ganz ausschließlich auf ihre Ertragsfähigkeit hin berechnet sind, hier konnte der Künstler zeigen und hier hat er in der That gezeigt, wie die colossale Masse von Gebäuden, gegen welche die dreistöckigen Häuser der vorangegangenen Periode klein erscheinen, durch das freie Spiel der Phantasie, durch eine gefällige Behandlung der Form, durch geschmackvolle Decoration der Façade, durch eine gewisse Harmonie in der Herstellung der ganzen Straßenfronte zu bewältigen und aufzulösen war: unter seiner Hand hat

die Miethscaserne sich in den Miethspalast verwandelt. Wohlverstanden, daß ich auch hier nur vom Aeußern spreche; denn gegen das Innere mögen sich mannigfache Bedenken nicht unterdrücken lassen. Man wird eingestehen müssen, daß, vom sanitären Standpunkt aus betrachtet, die dumpfen und feuchten Kellerwohnungen, die ja hier nicht mehr gefunden werden, nicht viel gesundheitsschädlicher gewesen sein können, als die fünf Stock hoch unter dem Dach gelegenen Logis, zu denen die Bewohner derselben auf steilen Treppen ohne Zahl — wer weiß, wie oft täglich! — hinansteigen müssen.

Jedoch andere Vorzüge haben diese neuen Stadtviertel, welche den älteren fehlen. Sie haben mehr Luft, mehr Licht und mehr Grün. Ueberall tritt das Bestreben hervor, breite boulevardartige Straßen zu schaffen, Avenüen, in der Mitte mit Bäumen bepflanzt, wie z. B. die York- und Gneisenaustraße, oder mit weiten Rasenplätzen und Gartenanlagen, wie die Bärwaldstraße. Die Häuser dieser Straßen sind immens hoch und dicht bevölkert; aber sie haben Ventilation, sie haben Wasserleitung, sie haben Badestuben — sie haben Alles, was an häuslicher Bequemlichkeit sonst nur dem Reichen zugänglich war, und was heute, in Folge einer vorgeschritteneren Civilisation, auch den in bescheidneren Verhältnissen Lebenden nicht länger fehlt. Und ist es so gering

anzuschlagen, daß auch derjenige von unseren Mitbürgern, der kleine Beamte, der Handwerker, der Arbeitsmann, der in ehrlicher Mühe seinen Unterhalt gewinnt — daß auch er, sag' ich, seinen Blick erheben lernt zu Dem, was durch schöne Form erfreut — daß es ihm nicht fremd gegenübersteht, sondern wie Etwas, an dem er gleichfalls seinen Theil hat? Wird das, was für die Verschönerung der Umgebung geschieht, in der er lebt, nicht zugleich sein Auge bilden und sein Selbstgefühl erhöhen, wie das, was für ihre Verbesserung in anderer Hinsicht gethan wird, sein körperliches Wohlbefinden vermehrt? Nicht alle Fragen — leider nicht einmal viele — sind mit der ästhetischen Formel zu beantworten. Aber das moderne Leben hat doch sehr weise gethan, daß es, inmitten starker Gegenströmungen, als einen mitwirkenden Factor der Volkserziehung die Künste wieder herangezogen hat, von welchen der alte Dichter sagt, daß sie die Sitten mildern und Rohheit nicht dulden*).

So schreitet die Stadt vorwärts, ihre Fluth nach allen Seiten hin ergießend, nichts verschonend und durch nichts aufgehalten; und selbst die Stätten des Friedens, deren stille Bewohner kein noch so lauter Zuruf mehr weckt, nicht des Ehrgeizes und nicht der

---

*) Ovid, Epp. ex Ponto, II, 9, 47.

Liebe, — die Kirchhöfe Berlins, auch sie sind nur noch Inseln, an deren Ufer die steinerne Brandung anschlägt. Einst, noch vor zwanzig, dreißig Jahren lagen sie weit draußen, einsam in Feld und Haide vor den Thoren, wie die neuen Kirchhöfe, welche diese Gemeinden jetzt in der Hasenhaide haben; aber in einer so großen Stadt verschlingt das Leben den Tod und wer weiß, ob nach abermals zwanzig, dreißig Jahren nicht auch um sie das Häusermeer sich geschlossen haben wird, wie um jene? Wie weit sollen sie dann wandern, damit die Stadt sie nicht mehr erreichen kann? Oft, an diesen Gräbern, kommt mir der Gedanke, wenn die Todten erwachen, wenn sie die Augen aufschlagen und die Sonne wieder sehen könnten, würden sie sich nicht fremd fühlen in dieser anders gewordenen Welt — würden sie das Leben noch einmal anfangen, den Kampf noch einmal kämpfen mögen, oder nicht Heimweh haben und zurückverlangen in ihr Dunkel und Schweigen? Und wenn ich dann von diesen Orten des Schlummers wieder in das Wogen der Menschheit zurückkehre und wohin ich auch gehen mag in dieser ungeheuren Stadt, immer und überall die Tausende sehe, die einander drängen, stoßen oder ausweichen — wo, frag' ich dann wohl, wo werden diese einmal Ruhe finden und wo, wo wird Platz sein für sie alle? Dann, wenn vielleicht durch eine der belebten Straßen

ein Leichenwagen kommt, nicht einer von denen, die mit schwarzen Federn geputzt und von zahllosen Equipagen gefolgt sind, sondern ein dürftiger, dessen schwarzes Zeug abgeschabt und grau geworden ist, der über das Steinpflaster rasselt, dessen Kutscher die Pferde zur Eile antreibt und hinter dem nur wenige Leute gehen — was, frag' ich mich dann, ist trauriger: einsam in einer solchen Stadt zu leben, oder einsam darin zu sterben?

Vielleicht war dieser Mann — doch ich will nicht philosophiren. Wenn es in Berlin Etwas gibt, was die Seele zu beruhigen vermag, nicht allein diejenige, die der frische Schmerz hierherführt, sondern eben so sehr die, welche der Betrachtung und des Aufblicks bedarf: so ist es gewiß ein Besuch auf unseren Kirchhöfen. Keine ländlichen Friedhöfe mehr, auf welche die Sonne des Himmels von Morgen bis Abend scheinen kann; und dennoch wie viel Grün, wie viele Blumen, wie viele Bäume — welche Gärten sind es und mit welch' rührender Liebe werden sie gepflegt! Ich erinnere mich einer Stelle aus dem „Skizzenbuch" von Washington Irving: „Als ich in Berlin war," sagt er, „folgte ich dem berühmten Iffland zum Grabe. In der Pracht des Begräbnisses konnte man auch viel wirkliches Gefühl unterscheiden. Mitten in der feierlichen Handlung ward meine Aufmerksamkeit durch ein junges Mädchen angezogen; sie stand auf

einem mit frischem Rasen bedeckten Hügel, den sie ängstlich vor den Füßen der vorüberdrängenden Menge beschützte. Es war das Grab ihrer Eltern; und die Gestalt dieser liebenden Tochter erschien mir wie ein Denkmal, ergreifender als das kostbarste Werk der Kunst" *).

Zwei Menschenalter sind seitdem vergangen, ein Grab nach dem anderen ist hier aufgeworfen worden und wieder eingesunken, vielleicht auch das, in welchem, zur Seite der Eltern, das junge Mädchen von damals ruht. Aber immer noch, auf der Granitplatte, an der Mauer des Jerusalemer Kirchhofs, strahlt der Name des großen Künstlers, welcher der kleinen Geschichte Washington Irving's ihr Relief und der schönen Handlung einer Namenlosen Etwas von seinem Glanze gegeben hat.

Die Begräbnißplätze vor dem Halle'schen Thore, die der Jerusalemer und Neuen Kirche, der Dreifaltigkeits- und Halle'schen Thorgemeinde, der Herrnhuter und böhmischen Brüdergemeinde, bilden einen weiten, zusammenhängenden Complex zwischen der Belle-Alliance- und der Pionierstraße. Aus der gedrängt vollen Straße tritt man in den gedrängt vollen Kirchhof — gedrängt voll von Gräbern, eines dicht am anderen, so daß man zuerst ganz verwirrt

*) Sketch-book, rural funeral, p. 107.

ist bei der Menge. Doch alle sind mit Grün bedeckt und die Abendsonne scheint über der Mauer herein. Die rothen und die blauen Blumen funkeln; und viele schwarz gekleidete Damen mit ihren Kindern sind an den Gräbern. Täglich, zur Sommerzeit, in den Abendstunden, kommen sie hierher; und glaube man nicht, wenn am Sonntag Nachmittag die bunte Menge durch die Belle-Alliance-Straße hinauszieht, fröhlich und unbesorgt an den Kirchhöfen vorbei, daß diese darum nicht auch ihre Besucher hätten. Dann regen sich hier hunderte von Händen und manches wunde Herz und manches verweinte Auge findet Trost in dem lieben, traurigen Thun. Wie gleichgültig würden uns diese Menschen sein, wenn wir ihnen draußen begegneten; wir sehen sie an einem Grabe und wir fühlen uns ihnen verwandt. Die Gemeinden dieser Kirchhöfe gehören zu den angesehensten und vornehmsten von Berlin. Viel von Dem, was, weit in die Vergangenheit zurück, den bürgerlichen Stolz, den Reichthum, den Ruhm dieser Stadt ausmachte, liegt hier begraben. Viele Denkmale sind da, mit Namen, welche die Welt nicht vergessen wird. Und dennoch — ihre Blumen und ihr Epheu sind ihr schönster Schmuck. Wenn man von der Belle-Alliance-Straße hereintritt, dann sieht man lange noch durch das Eisengitter das Gewühl der Menschen und das Rollen der Wagen folgt uns. Aber je weiter

man sich entfernt, desto stiller wird es und am Stillsten ist es längs der Baruther Straße. Da schaut nicht eine Caserne, sondern ein Schulhaus herüber; die Stimmen, die man vernimmt, sind Kinderstimmen und durch die Straßenöffnungen erblickt man das Weiß und Grün des Tempelhofer Berges.

Einsamer als dieser, der neue Jerusalemer Kirchhof, ist der alte Halle'sche, zu welchem man von der Pionierstraße her, durch einen Seitengang, gelangt. Man hat hier eher den Eindruck einer entlegenen Parkpartie, mit Heckenwegen und dunklen Alleen, als den eines Kirchhofs. Weite Strecken von Gräbern sind der Erde gleichgemacht; mit Ausnahme der Erbbegräbnisse, welche dauern, so lange der Kirchhof selber dauert, werden alle anderen nach dreißig Jahren wieder umgegraben und aufs Neue benutzt. Hier, unter den alten Bäumen, erhebt sich nur noch einzeln, da und dort ein Hügel oder ein Denkmal; und zwischen hohem, dunklem Gebüsch, mit einem zerbrochenen Thränenkrug oder einer umgestürzten Sandsteinurne am Wege, wandelt man dahin. Dennoch ist es erquickend zu sehen, wie selbst diese Gräber, wo nur noch eine Spur von ihnen ist, auch die ältesten von ihnen, erhalten werden. Freilich, Blumen sind selten auf diesem Kirchhof, von dessen Todten uns nun schon Generationen trennen; diese Zeichen der Liebe fehlen ebenso, wie die Besucher nur noch spärlich

hier vertreten sind. Rechts durch das Gitter sieht man den „Gottesacker der Brüdergemeinde"; hier erhebt sich kein Denkmal und flach auf den Gräbern liegen die Steine, als ein Zeichen, daß die darunter im Tode gleich sind, wie sie's im Leben waren. Nach links aber, durch einen Gang bejahrter Ulmen und Ebereschen und dicht mit Epheu bewachsener Pappeln führt der Pfad nach dem Dreifaltigkeits-kirchhof — und wie seltsam leuchtet das Roth der Azaleen in dem beginnenden Sommerabenddunkel und von den Gräbern her das Gelb der Sonnen-blume — wie feierlich der Himmel darüber, so tief und blau — „so ganz als wollt' er öffnen sich" . . . .

Auf diesem Kirchhof ist es still; man hört die Welt nur wie aus weiter Ferne. Sanfter Abend-sonnenschein kommt von Westen herein und es rauschen die Bäume. Hier an einem Leichenstein lese ich die Worte: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" — und es umschwebt mich eine Melodie als ob sie voraus-gesandt sei, mich zu führen und ich gehe ihr nach und mir ist wie Einem, der im Traume wandelt und ich stehe vor einem Grabe mit weißem Kreuz und der Inschrift in Goldbuchstaben:

Jacob Ludwig
Felix Mendelssohn-Bartholdy,
geb. zu Hamburg am 3. Feb. 1809, gest. zu Leipzig
am 4. Nov. 1847.

Ich erinnere mich, ich war noch ein Knabe, als die Trauerkunde vom frühen Hinscheiden Mendelssohn-Bartholdy's durch Deutschland ging und auch mich in meiner klösterlichen Schulzelle an der Weser erreichte; und ich weiß auch, welch geisterhaften Eindruck — denn damals war die Eisenbahn noch ganz neu — die Schilderung jener nächtlichen Fahrt auf mich machte, als die Leiche des Unvergeßlichen nach Berlin geführt ward, wo er in heimischer Erde ruhen wollte, zur Seite derjenigen, die von Kindheit an ihm die Theuerste gewesen. Nur wenige Monate vor ihm, im Mai 1847, war ihm die Lieblingsschwester gestorben und hier auf dem Dreifaltigkeitskirchhof begraben worden. Zu ihr zog es ihn hin, an die er — der beste der Brüder, der zärtlichste, derjenige, der mit ihr gleichsam nur ein geistiges Leben gelebt — doch „mit bitterer Reue“ darüber dachte, daß er nicht mehr für ihr Glück gethan habe, daß er sie nicht mehr gesehen, nicht mehr bei ihr gewesen sei*). Nun wollte er sich nie mehr von ihr trennen — nun wollte er ewig bei ihr sein — und nun ruhen sie nebeneinander, Grab an Grab. Auf dem ihren erhebt sich eine rothe Granitpyramide, daran ihr Name geschrieben ist:

Fanny Nathalie Hensel

---

*) Die Familie Mendelssohn. III, 249.

und, in ihrer eigenen Melodie die schönen Worte von Eichendorff:

> Gedanken gehn und Lieder
> Fort bis ins Himmelreich.

Die Noten und die Worte sind kaum noch zu erkennen — denn das Gold auf Leichensteinen hält nicht sehr lang; aber eine Ranke vom Grabe des Bruders schlingt sich um das der Schwester und neben ihr zur anderen Seite ruht ihr Gemahl, Wilhelm Hensel, der Maler. Zur Seite Mendelssohn's liegen sein frühverstorbenes, jüngstes Kind, „der kleine Felix", und seine neunzehnjährige Tochter Felicie Henriette Pauline († 1863). Ein schwarzes Gitter umschließt die Gräber und dichter Epheu bedeckt sie. Schon färbte sich auf dem in der Mitte, dem hohen, dem, in welchem „stumm schläft der Sänger", eins und das andere Blatt roth — lau war die Luft und kein Mensch in der Nähe. So still war es, daß man nur das Rauschen des Abendwindes vernahm, oder dann und wann noch einen Vogel im Gebüsch und das Niederrieseln des Wassers, wenn die Kirchhofsgärtner kamen, um die Gräber zu begießen.

Nicht weit von diesen Gräbern, auf demselben Kirchhofe, sind drei andere — drei, doch auch sie wie zu einem geschlossen: Varnhagen's Grab, Rahel's Grab und das Grab der getreuen Dienerin, Doro-

thea Neuendorf, Rahel's Dore. So ganz umwachsen und verhüllt von Epheu sind diese Gräber und Steine, daß es schwer ist, bis zu den Inschriften und Namen zu dringen. Aber als sie nun vor mir standen, welche Fülle von Erinnerungen wurden mit ihnen wach, an das Haus in der Mauerstraße, das heute noch, innen wohl, aber außen kaum verändert, die Französische Straße hinuntersieht. Wie gut kenne ich noch das Eckfenster im ersten Stock und welch' eine glänzende Reihe von Berühmtheiten ging dort an den Blicken des jungen Studenten vorüber! Berühmtheiten der Literatur, Berühmtheiten der Gesellschaft; denn alle, von den Tagen der Romantik bis zu denen des „Atta Troll", waren einmal durch diesen Salon gewandelt und hatten ihm einen Parfüm der Vergangenheit zurückgelassen, Etwas, das nach Staub und welken Blumen roch, wie ein altes Buch, das man aufschlägt. Aber wie berauschend war dieser Duft für uns, die heraufkommende Generation, und wie schwer wird es uns jetzt noch, in einer unterdeß so realistisch gewordenen Welt, anders als mit Pietät an diese Letzten einer Periode zu denken, in welcher die Romantik noch nicht todt war, was man auch sagen mochte, sondern dem Throne selber, der Politik, den Angreifern wie den Angegriffenen, der liberalen Opposition und sogar den radicalen Freiheitsbestrebungen ihren schillernden Man=

tel umwarf. Klug und praktisch sind wir erst viel später geworden, unser äußeres Leben reicher, unser inneres ärmer; jene Zeit aber war durchaus künstlerisch, durchaus literarisch oder belletristisch gestimmt; und ein Abschiedsglanz derselben fiel auf diesen altmodischen, an den Anfang des Jahrhunderts erinnernden Salon, in welchem ich noch einige von den Alten sah — ihn vor allen Anderen, den schönen Greis mit dem Silberhaar, dem eisernen Kreuz auf der Brust und „demselben feinen Lächeln", welches Heine schon bezaubert hatte*), hinter welchem sich aber etwas Scharfes und Ironisches verbarg. Tages über hielt er sich in seinem, an den Salon stoßenden, hohen und geräumigen Cabinet, zu welchem nur Wenige Zutritt hatten. Hier, an seinem Arbeitstisch, in der Mitte des Zimmers saß er, jahrelang, horchend auf das Geräusch der Welt, die vertraulichen Worte seiner Freunde aufzeichnend, ihre kleinsten Billets registrirend und über Personen und Zustände harte Dinge niederschreibend in einer zierlichen Handschrift und dem Geheimrathsstil Goethe's. Die Wände waren ganz mit Büchern bedeckt, darunter zahlreiche Schachteln und Schächtelchen, sorgfältig etiquettirt und nach dem Alphabet geordnet. Aus ihnen sind, nach seinem Tode, jene „Impietäten" ans

---

*) In der Widmung des „Atta Troll".

Licht gekommen, welche vorübergehend einen Schatten auf die große Gestalt Alexander's von Humboldt warfen und den Ruhm Varnhagen's so sehr getrübt haben, daß man immer noch seinen Namen nur mit einer gewissen Reserve nennt. Aber wenn wir gerecht sein wollen und die damaligen Verhältnisse bedenken, die politischen allgemeinen und seine besonderen, persönlichen, so werden wir sagen: dieser Mann hat, zur Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung, zu der Zahl Derer gehört, welche den Umschwung und Aufschwung vorbereiten halfen; er hat als Soldat in den Befreiungskriegen und als Diplomat in den Staatsgeschäften seine Dienste geleistet — und wie hat man ihm gedankt? Mag Gereiztheit ihm die Feder geführt und Bitterkeit sie getränkt haben — er hat niemals ein Wort geschrieben, in welchem seine Liebe zu Vaterland und Freiheit, oder seine Hoffnung auf die Zukunft sich verleugnet; und in meinem Herzen wird die Erinnerung daran leben, wie freundlich, theilnahmsvoll und hilfreich er gegen die Jugend war. — In den Salon kam er nur zu den berühmten Café's seiner Nichte, Ludmilla Assing, welche dem Onkel das Haus führte, und bei großen Empfängen. Bei solchen Gelegenheiten sah ich hier den General Pfuel: trotz seiner Jahre noch ein rüstiger Mann, der des Winters in der Spree badete; dann zuweilen Bettina von Arnim, die Wunderliche, die Geniale —

Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik ....

— — — —

Nur daß oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton ....*)

Hier auch in diesem Salon sah ich zuerst Ferdinand Lassalle, damals ein junger Mann, von dem die Welt noch nichts wußte, dessen Bedeutung aber seine näheren Freunde schon voraussahen, — keiner mit einer so richtigen Erkenntniß des Charakteristischen in Lassalle's Erscheinung, mit einem so divinatorischen, prophetischen Blick für sein Schicksal und sein Ende, wie Heinrich Heine. „Herr Lassalle," so heißt es in dem Einführungsschreiben, welches er ihm an Varnhagen mitgab, „ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, der nichts von Entsagung und Bescheidenheit wissen will ... Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren doch vielfach glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftod entgegengehen**)."

Rahel war schon zwanzig Jahre todt, als ich in Varnhagen's Haus kam. Aber ihr Bild hing an der Wand, ihr Geist wehte noch in diesen Räumen und

*) Atta Troll, Caput XXVII.

**) Briefe von Heinrich Heine. III, 54.

Dore lebte noch — wie manchmal hat Dore mir die Thüre geöffnet und mich dabei freundlich angelächelt mit dem guten Gesicht aus der alten Zeit. In Dore's Armen ist Rahel gestorben. Als in ihrer letzten, schweren Krankheit Dore sie einmal „gnädige Frau" nannte, da rief sie: „Ach was, es hat sich ausgegnädigefraut! nennt mich Rahel!" Und fünf Tage vor ihrem Tode wandte sie sich an den neben ihrem Bette sitzenden Varnhagen: „Welche Geschichte!" — rief sie mit tiefer Bewegung aus — „eine aus Aegypten und Palästina Geflüchtete bin ich hier und finde Hilfe, Liebe und Pflege von euch! . . . Mit erhabenem Entzücken denk' ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das missen*)."

So starb sie; und nur durch eine Mauer von ihr getrennt, auf dem alten, jetzt von der Barutherstraße begrenzten Jerusalemer Kirchhof liegt eine andere Jüdin — eine und vielleicht die vorzüglichste von denen, welche dem geistigen Leben Berlins am Ende

---

*) Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. I, 43.

des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts die Signatur gaben — die Freundin Schleiermacher's und der Schlegel, von dem jugendlichen Börne schwärmerisch geliebt und später, als diese hoffnungslose Flamme verraucht, bis an das Ende seines Lebens aufrichtig verehrt. „Henriette, verw. Hofräthin Herz, geb. de Lemos" heißt es auf ihrem Grabstein. Sie trat erst in reiferen Jahren zum Christenthum über, als ihre alte Mutter todt und ihr Gemahl, der Hofrath Marcus Herz, auf dem nunmehr längst geschlossenen jüdischen Friedhof in der Großen Hamburgerstraße ruhte. Rahel war, nach dem Bilde, das ich von ihr gesehen, eine Frau mit zwar höchst geistvollen, keineswegs aber regelmäßigen oder anmuthigen Zügen; sie hatte vielmehr etwas Starkknochiges, Unweibliches. Henriette Herz dagegen war eine Schönheit, orientalisch, dunkel, von üppigen Formen, mit prachtvollem Haarwuchs, leuchtenden Augen, feinen, schwarzen Brauen, mit einem Anflug griechischer Classicität im edlen Profil, Stirn, Nase, Mund. Dorothee Therbusch hatte sie als Hebe gemalt; Gottfried Schadow ihre Büste modellirt. Noch kurz vor ihrem Tode, im Jahre 1847, besuchte König Friedrich Wilhelm IV. die dreiundachtzigjährige Greisin in ihrer Sommerwohnung im Thiergarten; sie starb im Genuß eines durch Alexander von Humboldt vermittelten Gnadengehaltes aus der Privatschatulle des Monarchen. Mit

ihr ging eine der Letzten dahin aus jenem „geistreichen Berlin", welches jetzt nur noch in der Sage lebt.

Wenn man, wenige Schritte von diesem Grabe, die Gräber der großen Schauspieler und Schauspielerinnen aus derselben Periode sieht, — das von Iffland und der Bethmann, von Fleck, von der Crelinger und dem alten, ewig jungen Gern — wäre man dann nicht versucht, von der dramatischen Kunst dasselbe zu sagen, wie von dem allgemein geistigen Leben und von der Literatur dasselbe, wie von der dramatischen Kunst?

Ja, ich bin nun einmal ein Alter, wenn vielleicht noch nicht ganz von Jahren, doch in meinen Erinnerungen; und weit, weit aus der Vergangenheit, klingt mir ein Vers, den ich auf der Schule gelernt habe:

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schütt'le mein graues Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder;
Die lang ich vergessen geglaubt —

Die Dämmerung sinkt herab und ich wandre noch immer unter Gräbern — und hier, auf dem Neuen Jerusalemer Kirchhof ist eins — eine Linde steht darüber und auf dem Grabsteine, beim schwindenden Lichte des Tages, les' ich:

Adalbert von Chamisso,
geb. 30. Januar 1781; gest. 21. August 1838.
Antonie von Chamisso,
geb. Piaste,
geb. 30. October 1800; gest. 21. Mai 1837.

Ein Grab, ein Stein für Beide, reich mit Epheu umwunden und ein Kranz darauf von Lorbeerblättern mit Astern und weißen Rosen. Er hatte sich mit der Achtzehnjährigen vermählt, die er im Hause Hitzig's aufwachsen sah und mit der er, da sie noch ein Kind war, gespielt. Sie starb früh und er hat sie nur um ein Jahr überlebt; er, der ein Wandrer, ein Fremder, ein Franzose, zu uns kam und nach Allem, was er an Liebe, Freundschaft und Ruhm hier gefunden, um nichts bat, als ein Grab in deutscher Erde:

O deutsche Heimath! —

— — — — —

Wann müd am Abend seine Augen sinken
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Und noch ein Vers aus ferner Knabenzeit wird in mir wach und leise sprechen ihn die Lippen nach:

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr . . .

Vor nicht langer Zeit, an einem Sommernachmittag im Jahre 1880, fand in dem Hause, Friedrichstraße Nr. 235, eine schöne Feier statt. In diesem Hause hat Chamisso gelebt. Vorher hatte er in Schöneberg, dicht beim Botanischen Garten, dessen Custos er war, eine kleine Wohnung. Als diese 1822 durch Feuer zerstört ward, zog er

in die Stadt, in dieses Haus der Friedrichstraße, welches er bis zu seinem Tode, 1838, nicht mehr verließ. Dessen zu pietätvollem Gedenken schmückte nun der gegenwärtige Besitzer, ein Erzgießer, das Haus mit einer selbstverfertigten Bronzetafel, welche die betreffenden Daten und das wohlgelungene Medaillonporträt des Dichters enthält. *) Hinter dem Hof ist ein Garten, jetzt wohl von Mauern eingeschlossen, aber immer noch mit den alten Kastanien, unter welchen Chamisso gewandelt, und dem Gartenhäuschen, in welchem er sinnend, dichtend oft geweilt. Hier, an jenem Junitage, dem 26., waren seine Söhne, seine Töchter, seine Enkel versammelt, und von hier führte der freundliche Wirth uns in die Räume des ersten Stocks, in welchen der Dichter so viele Jahre gelebt. Das Haus ist eines von denen, wie sie damals zu den vornehmen gehört haben mögen — zweistöckig, mit hohen Fenstern, und zu jener Zeit, als es fast noch in den Feldern lag, gewiß auch beschaulich genug. Jetzt, welch' eine veränderte Welt! Wo Chamisso damals an jedem Morgen vom Halle'schen Thor aus quer durch Wiesen und Kornblumen nach dem Botanischen

*) Das Haus ist im März 1884 abgerissen worden, aber auch den inzwischen entstandenen prächtigen Neubau schmückt das Dichterbild mit der Unterschrift auf Granit: „Hier lebte Chamisso bis zu seinem Tode im Jahre 1838.

Garten ging, da sind die colossalen Güterbahnhöfe der Anhalter und Potsdamer Bahn und um sein einst ländliches Haus rollt und wogt der Straßenverkehr der Großstadt. Aber dem Wandrer, der des Weges kommt, thut es wohl, das Bild des Dichters zu sehen, wie es mit den ehrwürdig langen Haaren und dem Gesicht voll Anmuth, Freundlichkeit und Ernst in das unaufhörliche Treiben der längsten und lärmendsten Straße von Berlin hineinschaut. Und wenn man in den Hof geht, in welchem jetzt Fabrik an Fabrik sich reiht, so erblickt man in dem Nebengebäude rechts ein kleines Fenster. An diesem Fenster war's, wo Chamisso die alte Waschfrau gesehen, der er eines seiner schönsten Lieder gesungen und der er nach Jahren, als sie, von des Alters Last gänzlich niedergedrückt, nicht mehr arbeiten konnte, ein zweites sang, das zur Wohlthätigkeit für sie aufrief:

Ihr Frau'n und Herr'n, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb' euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
Denn wohl vor Allem, was man Güter heißt,
Sind's diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und ein rein Gewissen.

Die alte Waschfrau hat ihren Dichter überlebt: noch in demselben Jahre, wo er das zweite Lied für sie gesungen, folgte er seiner vorangegangenen Gattin. Aber ein Anderer kam, ein Jüngerer — Einer, der

nun auch schon im Grabe ruht, Franz Dingelstedt; und in herrlichen Terzinen sang er ihm die Todtenklage

Wo habt Ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den eng beschränkten Port,
Darein der Weltumsegler sich gerettet.

Ihr zeigt auf jene dürre Scholle dort,
Wo falbes Herbstlaub rieselnd niederregnet;
Hier ruht er, sagt mir Euer Trauerwort.

O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet;
Du birgst ihn, dem mein Geist viel tausendmal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet!

— — — — — — —

Noch ein Grab ist hier, auf der entgegengesetzten Seite des Kirchhofs, nicht weit von einer hohen Pappel, welche den Weg zu demselben zeigt, ein völlig eingesunkenes Grab mit einem ovalen Sandstein, der in nunmehr auch fast erloschenen Zügen die Inschrift trägt:

E. T. W. Hoffmann*),
geb. Königsberg i. Pr. d. 24. Januar 1774,
gest. zu Berlin d. 25. Juny 1822.
Kammer GerichtsRath
Ausgezeichnet
im Amte
als Dichter
als Tonkünstler
als Maler.

*) Bekanntlich rührt das „E. T. A. Hoffmann" auf seinen Schriften von einem Schreibfehler eines seiner ersten Manuscripte her, den er nachmals nicht mehr verbessern wollte.

Der hier ruht, war im Leben ein guter Kamerad Chamisso's und der anderen Serapionsbrüder, Hitzig's, Contessa's, de la Motte Fouqué's, — ein liebenswürdiger Gesellschafter, und geliebt von seinen Freunden — leichtsinnig, leichtlebig, mit dem Herzen eines Kindes, das keiner Versuchung widerstehen kann, aber genial, eine Künstlernatur mit einer krankhaft feinen Empfindung für die Mißtöne des Lebens und, wenn er vom Dämon besessen war, mit seinen kleinen grauen Gespensteraugen in den Abgründen der Nacht und der Menschenseele lesend, wie in einem aufgeschlagenen Zauberbuch, und seinen Zuhörern Geschichten erzählend, daß ihnen die Haare zu Berge standen. Es hängt ein Bild in der Weinstube von Lutter und Wegner, in der Charlottenstraße, eine Lithographie, in Farben ausgeführt. Da sehen wir an einem hölzernen, mit grünem Wachstuch überzogenen Tisch, auf welchem Champagnerflaschen stehen, zwei Männer — den Einen, mit wunderlich eckigem Gesicht, seltsam nach vorn gezogenem halbrunden Backenbart und aufgesträubtem Haar, wie das einer Katze, das Funken sprüht, sonst aber ganz bedächtig, mit halbgeöffneter Hand und leicht geöffnetem Mund, während der Andere, gegenüber, der mit dem scharf und fein umrissenen Profil und den großen dunklen Augen, entsetzt zurückschreckt, so daß er den in seiner Rechten zitternden Champagnerkelch fester hält und

mit der Linken sich in das braune Gelock seines Hauptes fährt. Der Erzähler ist E. T. A. Hoffmann und der Zuhörer Ludwig Devrient, — auch er, der Kaufmannssohn aus der Brüderstraße, eine große, dämonische Natur — der größte Bühnenkünstler des Jahrhunderts . . . . Und wie ich hier stehe, unter der Pappel des Jerusalemer Kirchhofs, deren Blätter im Abendwinde wehen, in der Dämmerung, im Zwielicht, wie zwischen diesseits und jenseits, da taucht jenes geisterhafte Bild vor mir auf und ich meine, Tritte zu hören, leise, schlurfende, und den Klang von Glas gegen Glas . . . . Devrient ist es, der von Sehnsucht nach dem Freunde gequält, manchmal hierherkommt, in der Nacht, um am Grabe mit dem Todten zu trinken . . . . Doch auch dieser Schatten gleitet hinab — die Schritte, die ich gehört, kommen von draußen, aus der lebendigen Welt; und die Klänge sind Musik aus dem Sommergarten des Belle-Alliance-Theaters . . . .

Und hier bin ich wieder auf der Straße. Es ist Abend und die Lichter werden angezündet. Langsam wende ich meinen Weg der Stadt zu, aus dem Berlin der Vergangenheit in das der Gegenwart und des Augenblicks. Aus dem Dunkel der oberen Friedrichstraße tret' ich bei der Kochstraße plötzlich in die Tageshelle der großen Sonnenbrenner, während die spärliche Beleuchtung der einmündenden Seiten-

straßen mir gleichsam den Contrast der alten und der neuen Zeit andeutet, bis von der Leipzigerstraße her das elektrische Licht aufschimmert — immer, und wenn man es auch an jedem Abend sieht, aufs Neue frappant und überraschend. Die Fluth von Licht, von Menschen und Wagen, geräuschlos auf dem spiegelglatten Asphalt dahinrollend, die Pracht der Läden und der Reichthum der Schaufenster umgibt mich — das Berlin unserer Tage, das große, kaiserliche Berlin. Ich aber suche das Haus an der Ecke der französischen und Charlottenstraße auf, das mit den beiden Säulen und den tiefen Kellern, aus welchen es nach altem Wein riecht. Ich trete in die wohlbekannte Stube, linker Hand, und setze mich an den Tisch in der Ecke, einen schlichten hölzernen Tisch, mit grünem Wachstuch überzogen. Alte Bilder hängen an den Wänden, Bilder von Jenny Lind, von Hamburg vor dem Brande, von der Harburger Brücke, als diese noch von Holz war und Soldaten darüber hinzogen mit Tschacko's und Federbüschen; vor Allem aber Bilder von Schauspielern und alte Theaterzettel. Um diese frühe Stunde des Abends ist es noch stille hier und ich sitze ganz allein. Aber nach und nach setzen sich Männer zu mir, einige die ich gekannt, andre die ich nicht gekannt habe, jedoch alle mir so vertraut, daß ich wie unter Freunden bin. Dort an der Wand, das dunkle Porträt, wird

lebendig — es ist Ludwig Devrient; das Bild daneben fängt an mit den kleinen, grauen Gespensteraugen zu zwinkern — es ist E. T. A. Hoffmann. Hier über mir rührt sich ein andres, ein feines, sarkastisches Gesicht und deutet mit jenem Blick, der uns oft zu Thränen gerührt und oft zu unauslöschlichem Gelächter hingerissen, nach einer Inschrift, hinter Glas und Rahmen, neben dem Ofen — ich lese:

„Gleichgültigkeit gegen den Champagner ist Heuchelei. Stelle Dich nicht kalt, wenn er kalt gestellt wird.

Theodor Döring,
Kgl. Hofschauspieler."

Wir sind bei Lutter und Wegener.

Auf denn! wenn noch Tugend in der Welt ist — Wilhelm! Eine Flasche Champagner; und trinken wir auf die Todten — auf die, welche niemals sterben! . . . .

# Das Werden und Wachsen unsrer Stadt.

(Juni 1884.)

I.

Ich bitte den Leser, mit mir den höchsten Punkt von Berlin, nämlich den Rathhausthurm, zu erklettern. Es ist übrigens kein ganz geringer Weg — 405 Stufen einer steinernen Wendeltreppe, die schnurstracks in die Höhe geht, mit allerlei Stationen und Bänken zum Ausruhen, und zehn bis zwölf Minuten unaufhörlichen Steigens. Man fühlt es, wenn man oben ist. Nun aber sind wir im Herzen der Stadt und sehen auf sie herab. Es ist ein imposanter Anblick. Häuser und Straßen und Plätze und Thürme, so weit das Auge reicht — mit hier einem Aufblitzen des Wassers und dort einer dichteren Masse von Grün — der Norden und Westen hell und sonnig, der Osten und Süden dunstig von den Rauchschichten der Fabriken, welche der Wind hinübertreibt — und das Alles rings um uns in einem ungeheuren Kreise gelagert, dessen Centrum unser Standpunkt ist und um dessen Peripherie sich schwache bläuliche Höhenzüge zusammenschließen — Berge nennt sie der Berliner, in Wirklichkeit Sandhügel, der höchste nicht höher als dreißig Meter.

Wenn man in London Holborn=Hill hinab= und Snow=Hill hinaufsteigt, oder in Paris die Spitze des Montmartre, der Buttes Chaumont erklimmt, so merkt man, daß man sehr soliden, bergigen Grund unter den Sohlen hat. In Berlin, wo es nicht gepflastert ist, geht man immer weich, auf Sand. Nicht daß die natürliche Plastik von Hebung und Senkung dieser Landschaft ganz fehlte; wenn auch schwach, ist sie doch deutlich. Berlin liegt in einem Flußthal, man könnte sagen, aus dieser Höhe gesehen, in einem weiten Kessel mit sehr flachen Rändern. Den größeren Theil dieser Niederung füllt Berlin aus, schwillt im Süden, Osten und Norden an diesen Rändern empor und mit Hilfe des Fernrohrs, welches der Magistrat uns zur Verfügung gestellt, oder eines Opernglases, welches der wachthabende Rathsdiener in Bereitschaft hat, können wir die leichte Steigung dort des Tempelhofer und Kreuzberges, hier des Friedrichhains und Humboldthains, mit Pfefferberg und Wollank's Weinberg dazwischen wohl unterscheiden. Im Westen streicht die Linie des Grunewalds, als dessen höchsten Punkt wir, über Charlottenburg, den Wasserthurm des Westend und den Spandauer Bock (ich bin für den Namen nicht verantwortlich!) mit dem Kirchthurm von Spandau dahinter erkennen.

Der bleibende Zug im Bilde dieser Stadt, einst wie jetzt, derjenige, der für ihr Entstehen bestimmend

gewesen und ihre Weiterentwicklung beherrscht hat, ist der Fluß, die Spree, welche tief unten zu unseren Füßen sich theilend und wieder vereinigend, unter Brücken verschwindend und zwischen Straßenquarrés wieder zum Vorschein kommend, still und anspruchslos dahin zieht — sie, die älteste, einzig überlebende Zeugin von Berlins Werden und Wachsen. Denn wie der Holländer sagt: „Das Wasser von Gott, und von uns die Ufer".

Wer sich einen Begriff davon machen wollte, was das Ufer war, bevor es bebaut worden, der brauchte, vor zehn oder fünfzehn Jahren, im Weichbild der Stadt selbst nicht weiter zu gehen, als etwa bis zum Cottbuser Ufer. Heute muß er allenfalls schon zum Schlesischen Thor hinauswandern, auf dem rechten Ufer bis Erkner, auf dem linken nach Cöpenick, zwischen einer Villencolonie und der andren. Da hat er noch immer den Sand, die Haide, den Kiefernwald und — wenn er zur rechten Zeit und an den rechten Ort kommt — auch den Sumpf und den Morast. Auf solchem Grund ist Berlin gebaut; einige seiner glänzendsten Viertel erheben sich auf Strecken, wo noch vor zwanzig Jahren kein Wagen fahren konnte.

Dennoch ist immer die Spree das belebende Princip von Berlin gewesen, der Maß und Richtung gebende Factor seiner allmäligen Ausdehnung, seiner

Organisation und Verwaltung. Immer hat sie die Stadt in zwei fast gleiche Hälften getheilt; dieses Verhältniß bestand, als sie nur die beiden kleinen, am Flusse sich gegenüberliegenden Niederlassungen umfaßte; und es besteht noch heute, wo die Häusermassen auf Meilenweite das ganze Land bedecken. Immer bildete die Spree die Grenzmarke zwischen dem Lande Barnim hier auf dem rechten, und dem Lande Teltow dort auf dem linken Ufer; und dieses Merkmal von ursprünglich politischer Bedeutung hat sich gleichfalls für die beiden Stadthälften erhalten, von welchen in administrativer Hinsicht der eine zu dem Niederbarnimschen, der andere zu dem Teltower Kreise gehört, deren Landräthe beide ihren Sitz in Berlin haben.

Doch — ich kann den Leser nicht für immer hier oben belassen auf dem Thurm im Lande Barnim, der da hinschaut gegen das Land Teltow, wo man „Rüben und Cadetten" zieht, wie Dingelstedt sang (1841), als es noch nicht einmal ein Cadettenhaus in Lichterfelde gab. Also steigen wir denn abwärts, mit einer Empfindung im Rücken, als ob wir von Rigi-Culm herunter kämen, und wir sind wieder in Berlin, der flachsten, rationellsten und prosaischsten aller Städte.

Freilich, dies Berlin mag, für den Fremden wenigstens, jeden Reizes der Umgebung und Ver-

gangenheit entbehren; es hat keine sog. pittoresken Straßen, nur wenige wirklich alte Bauwerke (und auch diese von sehr bescheidenem Kunstwerth) aufzuweisen. Aber es besitzt dafür den eminent modernen Vorzug der äußersten Klarheit und Deutlichkeit seiner Geschichte, von den Anfängen an. Kein Wunder! Ist doch dieses ganze Berlin, mit Allem, was dazu gehört, kaum mehr als sechshundert Jahre alt. London war bereits ein Speicher für die Güter des Continents, ein Platz, wo die fremden Kaufleute verkehrten, und Paris ein Sitz der Studien, eine berühmte Universität, die Stadt der feinen Sitte, des guten Geschmacks und der Mode, tonangebend für die mittelalterliche Welt; zu Wien in der Hofburg, das Rauschen der Donau begleitet vom Gesange der Nibelungen, saßen schon die Fürsten des Hauses Oesterreich, als von Berlin noch so gut wie keine Spur war auf Erden. So jung ist Berlin, wenn man es an dem Alter der beiden europäischen Städte mißt, denen es sich dem Rang und der Reihe nach jetzt anschließt, und es mit der dritten vergleicht, die es hinter sich gelassen hat. Etwas Aehnliches von rapidem Wachsthum könnte nur in dem Beispiel amerikanischer Städte gefunden werden; woher es denn vielleicht kommen mag, daß von allen Ausländern, die Berlin besuchen, die Amerikaner und deren noch jüngere Vettern, die Australier, sich am

leichtesten in unserer Stadt zurechtfinden und am sympathischsten von derselben angesprochen fühlen. Als ob sie zu Hause wären, sagen sie. In der in Melbourne erscheinenden „Imperial Review" las ich kürzlich (October 1883): „Der reisende Australier sieht sich enttäuscht in Paris und Rom; aber in Berlin findet er das Melbourne des Continents. Da ist keine Lücke zwischen der todten Vergangenheit und der lebendigen Gegenwart, wie in Rom und Paris. Das Leben der jugendlichen Stadt ist ein ununterbrochenes gewesen. Es ist die Hauptstadt eines kommenden, nicht eines scheidenden Volkes." Wenn man es genau nehmen will, ist Berlin wirklich nicht viel älter, und in einem gewissen Sinne sogar jünger als die hauptsächlichen Städte der Vereinigten Staaten; denn diese fingen gleich compacter und in einem größeren Stil an. Als New-York gegründet wurde, im Jahre 1612, war von Berlin noch nicht mehr vorhanden, als das ungefähr, was jetzt den Postbezirk Berlin C bildet; und bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts blieb es eine Stadt, die sich mit Brandenburg und Stendal, mit Frankfurt a. O. und Prenzlau nicht messen konnte. Kaum vier oder fünf seiner damaligen Baudenkmale haben sich erhalten, und sie sind nicht einmal charakteristisch. Berlins monumentale Vergangenheit beginnt mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und sein großes Jahr-

hundert in der That war das achtzehnte. Aber dennoch und Alles in Allem genommen, ist Berlin eine Neunzehnte-Jahrhundert-Stadt, und das, was sie zu ihrem gegenwärtigen Rang unter den Städten Europa's und der Welt emporgehoben hat, kann in Wahrheit nicht weiter zurück datirt werden, als ein halbes Menschenalter.

## II.

Um die Zeit, als in Friedrich II., dem Enkel Barbarossa's, die Herrlichkeit des deutschen Reiches kurz vor dessen unaufhaltsamem Niedergang sich noch einmal zu erneuern schien, als Wolfram von Eschenbach dichtete, Walther von der Vogelweide sang und die gothische Baukunst in den Domen und Münstern zu Freiburg, zu Wien, zu Köln am Rhein, zu Straßburg, zu Marburg an der Lahn erhabene Werke schuf, die wir heute noch bewundern: um diese Zeit sehen wir, ziemlich undeutlich, aus den Flußnebeln der Spree zwei Niederlassungen auftauchen; Fischerhütten aus Lehm errichtet, ein weniges Ackerland, dem Sumpf abgewonnen, Kähne, hinüber- und herübergehend von einem Ufer zum andern, und Männer darin von niederdeutscher, sächsischer Herkunft. Ihre Väter hatten schon einmal in diesen Gegenden gesessen; aber sie waren lange zurückgedrängt worden durch die Wenden,

welche hier ein großes Reich begründet und deren Fürsten Jahrhunderte hindurch in Cöpenick Hof hielten. Spuren der Wendenherrschaft sind noch überall, in und um Berlin, erkennbar; im Spreewald, wenige Stunden von Berlin entfernt, wird noch heutigen Tags wendisch gesprochen, gesungen und gepredigt. Mit dem ersten der Askanier, welcher die Mark als Lehn empfing, Albrecht dem Bären, dem ersten Markgrafen von Brandenburg, begann um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Germanisirung dieses damaligen Grenzlandes, und unter seinen Enkeln, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, war sie vollendet. Der Barnim und das Land Teltow waren erobert und die Stelle an der Spree erreicht, welche zu Verkehrszwecken den bequemsten Uebergang von der einen Landschaft in die andere, sowie den geeignetsten Punkt zur strategischen Sicherung derselben bot. An dieser Stelle theilt die Spree sich in zwei Arme, eine Insel von nicht beträchtlichem Umfang bildend, hinter welcher sie sich wieder schließt. Dieser Insel, wegen ihrer hügeligen Beschaffenheit von den Wenden Kollen, Cölln genannt, und wegen ihrer Lage von entscheidender Wichtigkeit für die Behauptung des Flusses und seiner Ufer, scheinen die Deutschen sich zuerst bemächtigt zu haben. Sie fanden hier ein wendisches Fischerdorf vor, bauten eine Kirche, welche sie dem heil. Petrus, dem Schutz-

patron der Fischer, weiheten und erlangten im Jahre 1232 Stadtrecht.

Etwas später finden wir am rechten Ufer gegenüber eine zweite Stadt mit gleichfalls wendischem Namen, das Berlin, der Platz, die Landungsstelle. Beide Städte werden urkundlich zum ersten Mal genannt in Verbindung mit einem gewissen Simeon, einem Geistlichen, welcher gelegentlich eines Vergleiches, dem er assistirt, im Jahre 1237 als Pfarrer von Cölln bezeichnet wird, und sieben Jahre später, 1244, in der Eigenschaft eines Propstes von Berlin erscheint. Mit diesen Zahlen beginnt die Geschichte der beiden Städte, von welchen diejenige jüngeren Ursprungs die Schwester bald, bis auf die Präponderanz des Namens, überflügelt. Die Bewohner des Berlin hatten ein breiteres Terrain und einen günstigeren Boden, als die des eng vom Wasser umschlossenen und sumpfigen Cölln. Sie konnten sich leichter und rascher ausdehnen. Sie bauten ihre Kirche dem heil. Nikolaus, dem Schutzpatron der Schiffer und Kaufleute, sie hatten, wie wir gesehen, im Jahre 1244 ihren Propst und im Jahre 1253 galt ihre Stadt als Musterstadt für andere neugegründete Städte*).

So kam es, daß im Laufe der Zeit die Stadt

*) Fidicin, Berlin, historisch und topographisch, S. 4.

auf dem rechten Ufer die Stadt auf dem linken, und manche mittlerweile hinzugekommene Stadt und manches Dorf obendrein in sich gleichsam aufnahm und allen zusammen endlich seinen Namen gab. Amtlich jedoch besteht der Unterschied zwischen Berlin und Cölln noch heutigen Tages fort. Immer noch haben wir einen Stadttheil Alt-Cölln und einen Stadttheil Neu-Cölln, und in letzterem eine Straße (oder vielmehr eine Häuserreihe), Neu-Cölln-am-Wasser; nicht nur die Namen des Cöllnischen Fischmarkts, der Fischerstraße, der Fischer- und der Inselbrücke haben sich erhalten, auch ein gewisses amphibisches Aussehen dieser Gegend, der Fischgeruch, der in ihr herrscht, die Kübel und Netze, die hier beständig zu sehen sind, erinnern noch immer an die alte Zeit und an das alte Gewerbe der Fischer von Cölln. Mit ihrer Kirche hatten sie kein Glück; einmal abgerissen und zweimal abgebrannt, wurde sie dreimal wieder aufgebaut, und auf dem alten Petriplatze erhebt sich jetzt eine neue Petrikirche. Aber die Kirche, welche die Kaufleute von Berlin ihrem Schutzpatron bauten, die Nicolaikirche, steht heute noch; der Thurm aus dem Granit der Wanderblöcke, die sich in dieses steinarme Land verirrt, das Spitzbogenportal niedrig, schwerfällig, gothische Formen, in roher Behandlung, wie man sie von diesen Ansiedlern ohne Vergangenheit und Vorbilder erwarten konnte, die Wand ein

paar Mal durch kleine, rundbogige Fenster und kreisförmige Oeffnungen durchbrochen — kein Kunstwerk, aber dennoch ein ehrwürdiger Anblick für uns, diese Kirche des 13. Jahrhunderts, wenn wir sie, seitab von dem Geschäftsverkehr der Poststraße, in ihrem stillen Hofe liegen sehen — das älteste Baudenkmal unsrer Stadt, und — mit Ausnahme der etwas jüngeren Marienkirche — das einzige, welches uns direct mit dem ersten Anfang derselben verknüpft*). Berlin ist keine alte Stadt; aber es ist doch Etwas, zwei Kirchen zu haben, welche so alt sind, wie die Stadt selbst; ihre ganze Geschichte wird uns dadurch anschaulicher, wir stehen ihr persönlich näher und sie greift täglich noch, ernst und erhebend, in unser gegenwärtiges Leben ein.

Bis ans Ende des 13. Jahrhunderts wachsen die jungen Städte nebeneinander fort, durch den Fluß getrennt, jede mit ihren selbstgewählten Rathmännern und Altermännern, jede mit ihrem eigenen Rathhaus, an den identischen Stellen, wo, mannigfach erneuert, das eine wie das andere heute noch steht. Aber im Anfange des 14. Jahrhunderts vollzieht sich die Vereinigung, die so natürlich erscheint und für die Zukunft so entscheidend ist; Anfangs nur lose, durch Kämpfe befestigt, durch Gewalt wieder

*) Woltmann, Die Baugeschichte Berlins, S. 7.

aufgehoben, aber dennoch unzerstörbar. Im Jahre 1307 wählten Berlin und Cölln einen gemeinschaftlichen Rath und in der Mitte der langen Brücke, die damals von Holz war, über der Spree, da wo heute das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten steht, wird ein gemeinschaftliches Rathhaus gebaut. Die Tendenz der mittelalterlichen Städte, das Streben nach Macht und Unabhängigkeit, in einer Zeit, wo die Reichsgewalt nicht mehr stark genug war, ihm Einhalt zu thun, und der Territorialstaat sich noch nicht gebildet hatte, wiederholt sich auch hier. Man muß freilich einen sehr bescheidenen Maßstab anlegen, wenn man an die großen deutschen Städte denkt, welche zu dieser Zeit schon alte Sitze der Cultur waren und den Gipfel ihrer Macht und ihres Reichthums, die Blüthe ihres Handels und ihrer Kunstthätigkeit erreicht hatten: an die Hansastädte im Norden und an die freien Reichsstädte im Süden, welche den Verkehr mit Italien und dem Orient vermittelten. Aber was Berlin und Cölln in all' ihrer Unbedeutendheit mit den anderen deutschen Städten, Hansestädten und freien Reichsstädten gemein hatten und was mit der allgemeinen Lage zusammenhing, das war der republikanische Zug, der durch die Schwäche des Kaiserthums begünstigt, das Meiste zur inneren Auflösung des Reichs beigetragen und der Bildung der Landeshoheit lange

widerstrebt hat. Wenn auch sonst in vielen Stücken, in diesem Betracht blieben die beiden jungen Städte an der Spree nicht hinter dem Beispiel der übrigen zurück. Das Erste, was sie thaten, nachdem sie sich administrativ vereinigt hatten, war, eine Mauer zu bauen sechs Fuß dick, dreißig Fuß hoch, der untere Theil aus Feldsteinen, der obere aus Mauersteinen, und an den Thoren mit festen Thürmen. Die Mauer war zu strategischen Zwecken gemacht; aber hinter und innerhalb derselben verschmolzen die beiden Städte factisch zu einer und die ältere, aber kleinere, Cölln, war damit zufrieden, als Stadttheil in der jüngeren, aber größeren aufzugehen. Beinahe hundert Jahre lang, vom Aussterben der kraftvollen Anhaltiner, 1319, gerechnet, hatte Berlin kaum einen andren Herrn als seinen Bürgermeister und Rath. Während dieses Zeitraumes war die Mark in den Händen von Schattenfürsten, Söhnen oder jüngeren Brüdern der Kaiser aus dem bayrischen oder luxemburgischen Hause; Herzögen ohne Land, die sich zum Theil noch obendrein durch Statthalter ohne Macht vertreten ließen: Unsicherheit herrschte damals überall im Reich, aber nirgends war sie größer als in der Mark, dessen armer und roher Adel ganz und gar vom Straßenraub lebte. Wie die mächtigeren Städte schlossen nun auch die kleinen sich zu Schutz und Trutz zusammen und Berlin ward das Haupt des

märkischen Städtebundes. Dies ist, politisch betrachtet, das erste Hervortreten Berlins.

Es bildete sich hieraus und erstarkte der Bürgergeist, wie die Sachen damals lagen, ein antimonarchisches, mit Trotz gemischtes Selbstgefühl, welches, um sich in der allgemeinen Anarchie zu behaupten, Gewalt gegen Gewalt setzte. In Ermangelung Derer, welche die Herren der Mark hätten sein sollen, kamen — vielleicht mit einem Blick auf entfernte Möglichkeiten — die Herzöge von Sachsen oft in diese Stadt; Edelleute bauten sich in ihr an und die Bischöfe von Brandenburg, Lebus und Havelberg, die Aebte von Lehnin und Zinna hatten daselbst ihre Häuser. Aber weder die weltlichen noch die geistlichen Fürsten imponirten diesen Berlinern: in seiner eignen Kirche, der Marienkirche, vor dem Altar, erschlugen sie den Probst von Bernau, der es gewagt, Unterwerfung unter den Wittenberger zu predigen und einen herzoglichen Schreiber, der sich unterstanden, die Ehre einer Berlinerin anzutasten, richteten sie hin vor den Augen seines Herrn. Was auch, daß Bann und Acht über sie verhängt wurde? Rom war weit und die Markgrafen brauchten Geld; zu dem Münzrecht und der Gerichtsbarkeit, die sie besaßen, erwarben diese trotzigen Bürger, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, auch noch den Königsbann, und stellten, deß zum Zeichen, den steinernen

Roland mit dem nackten Schwert auf den alten Markt nicht weit von der Nicolaikirche (den heutigen Molkenmarkt); so daß Berlin um diese Zeit factisch souverän war, ein winziges Ding von einer Stadt-Republik, welche den Weg von hundert andren kleinen deutschen Städten gemacht haben würde, deren Schicksale nur in den Local-Chroniken zu lesen sind.

Doch es war anders bestimmt und das Blatt wandte sich, als -- im Jahre 1415 — die Hohenzollern hierherkamen, männliche Naturen, mit dem Sonnenschein der Jugend und der höheren Cultur des deutschen Südens — leutselig, menschenfreundlich, wo es sein konnte, jedoch streng, sogar hart, wo es sein mußte; geborene Herrscher, die es ernst nahmen mit dem Regieren, sowohl mit den Rechten als mit den Pflichten. Sie brachten Zusammenhang in den auseinanderbröckelnden Sand der Mark. Nicht, als ob sie systematisch zu Werke gegangen wären; aber sie wußten, worauf es ankam. Sie hatten in sich den staatsmännischen, staatbildenden Gedanken. Gleich der zweite dieser Kurfürsten, Friedrich, der Eiserne genannt, oder der mit den eisernen Zähnen, brach den Trotz und Widerstand der Stadt, entwand diesem Nest von Rebellen und Demokraten das Schwert, stürzte den Roland beim Krögel, einem Gäßchen hinter dem Molkenmarkt, das man heute noch sieht, in die Spree; legte dem Bären, dem Wappenthier

Berlins seit dem Tage der Askanier, ein Band um den Hals, hob den Communalverband wieder auf, schickte die Berliner in ihr altes Rathhaus an der Ecke der Spandauerstraße zurück und die Cöllner in das ihre am Fischmarkt, setzte sein eigenes Gericht in das bis dahin gemeinschaftliche Rathhaus auf der langen Brücke, baute eine Zwingburg zu Cölln an der Spree und machte dieses zur Hauptstadt der Mark Brandenburg — Cölln an der Spree, nicht Berlin. Die Kurfürsten hielten auf diesen Unterschied, und lange noch, bis zur Regierung Friedrich Wilhelm's I., setzten Preußens Herrscher unter ihre Erlasse: „gegeben in unserer Residenz zu Cölln an der Spree". Doch mochte die Trennung aus Gründen, die mit der Machtfrage coincidirten, für jetzt geboten erscheinen: naturgemäß gehörten die beiden, von einer Mauer umschlossenen Städte zusammen und der Tag der Wiedervereinigung und der Unauflöslichkeit wird kommen. Unterdessen bezeichnet das Jahr 1448 oder 1451 einen zweiten Hauptmoment in der Geschichte dieses Gemeinwesens: es empfängt den Residenzcharakter, die Stadt tritt zurück hinter den Staat und die Zukunft Berlins ist gebunden an die der Hohenzollern.

Es thut wohl, durch die folgenden zwei Jahrhunderte den stillen, gesegneten Wandel der Kurfürsten zu betrachten, wie sie, zuerst noch mit einer

Art von Sehnsucht nach ihrer reicheren und schöneren Heimath, dort unten zwischen Rhein und Donau, dennoch gewissenhaft ihre Arbeit thun in diesem verwilderten Lande, wie sie Zucht und Ordnung herstellen, wie sie nach besten Kräften (und mit beschränkten Mitteln), Kunst und Wissenschaft zu befördern suchen, Maler und Baumeister berufen, Schulen stiften und mitten in der sie umgebenden und langsam weichenden Rohheit, sich nicht mehr die Beinamen von Eisernen, sondern von Helden und Weisen des Alterthums erwerben, von Cicero, Nestor und Hektor; — wie sie gute Werke der Staatsklugheit und der Nächstenliebe verrichten; wie der mit dem Beinamen des Achilles, Albrecht Achilles, durch das berühmte Hausgesetz der Dispositio Achillea, die Mark untheilbar und dadurch zum Keim und festen Kern zukünftiger Bildungen macht, und wie die fromme Gemahlin Friedrich's, Katharina, aus ihren Ersparnissen, und um armen Kranken unentgeltlich Arznei zu liefern, die Schloßapotheke bauen läßt, heute noch einer der ältesten Theile des Hohenzollernschlosses, mit gothischen Giebeln und mächtig gewölbten Innenräumen eingebettet in die steinernen Massen dieses königlichen Baus, und, wenn man in der Dämmerung, die hier fast immer herrscht, beim Schimmer des Gaslichtes und so dicht beim Thronsaal und den Prunkgemächern, jene weißen Büchsen und Kästen

und mannigfachen Flaschen erblickt, ein Zeugniß für das Herz dieser Fürsten.*)

Die genannte Periode schließt mit dem dreißigjährigen Kriege, der die traurigsten Spuren der Verwüstung auch in Brandenburg und Berlin zurückließ. Aber aus dem Schutt, den Trümmern und Ruinen erhebt sich um so gewaltiger die Gestalt des Großen Kurfürsten, des Ersten jener drei Großen, durch welche im Verlaufe von nicht ganz so viel Jahrhunderten, Preußen eine Weltmacht und Berlin eine Weltstadt geworden ist.

Während des Zeitraumes der zwei, wenn nicht der drei vorangehenden Jahrhunderte war Berlin stationär geblieben: der Große Kurfürst fand bei Beginn seiner Regierung den Umfang der Stadt ungefähr noch so vor, wie derselbe gewesen, als man, im 14. Jahrhundert, ihr Areal zuerst durch eine Mauer eingehegt hatte. Wenn wir den Plan von Berlin und Cölln aus dem Jahre 1640 (in Fidicin's erwähntem Buch) ansehen, so begegnen wir nur wenigen öffentlichen Bauten von einigermaßen hervor-

*) Die Schloßapotheke, mit ihrem Baumdunkel und ihrer Gothik einer der traulichsten Anblicke mitten in diesem großen Berlin, wird — leider! — verschwunden sein, bis dieses Buch in die Hände der Leser gelangt: man hat eben (August 1885) mit dem Abbruch dieses bald dreihundertjährigen Baues begonnen, um einen breiteren Zugang zu der projectirten Kaiser-Wilhelmstraße zu schaffen.

ragender Bedeutung und was davon vorhanden, entstammt jener frühen Zeit: neben den höchst bescheidenen ältesten Stadtkirchen die Klosterkirche der Franciscaner, ein künstlerisch viel höher stehendes Werk, das gediegenste des Mittelalters, welches sich in Berlin erhalten hat und eine der besten Leistungen der norddeutschen Backsteingothik überhaupt. Ferner, auf dem heutigen Schloßplatz, die Kirche der Dominicaner, ursprünglich ein dreischiffiger gothischer Bau, aber im 16. Jahrhundert umgebaut, und als Domstift, unter dem Namen der heil. Kreuzkirche, die Gruftkirche der Hohenzollern, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sie niedergerissen und der neue Dom im Lustgarten errichtet ward; alsdann das Hospital und die Capelle zum heil. Geist, ersteres 1828 durch ein nichtssagendes Gebäude ersetzt, letztere jedoch erhalten, ein seltsamer Ueberrest des vorhohenzollern'schen Berlins, ein Kirchlein, schwarz von dem Ruß und Rost seiner fünfunddreiviertel Jahrhunderte, klein und eng, wie ein Schwalbennest an die Gassenecke geklebt — das Einzige, was in dieser denkwürdigen Gegend zwischen Börse und Spandauerstraße vom heil. Geist geblieben ist. — Da stand ferner in der Klosterstraße, an derselben Stelle, wo gegenwärtig das Lagerhaus steht, in seiner ursprünglichen Gestalt noch das Hohe Haus, das Absteigequartier der Markgrafen und beiden ersten Kur-

fürsten, so lange noch Brandenburg und hierauf Tangermünde die Hauptstadt des Landes war. Von den Rathhäusern war nur das Berliner bemerkenswerth wegen jener Gerichtslaube von hohem Alter, welche wir, freilich durch die späteren Jahrhunderte fast bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, noch an ihrem Platze gesehen haben, bis sie, nach Vollendung des neuen Rathhauses, im Jahre 1871, und bei der nothwendig gewordenen Straßenverbreiterung zum Abbruch verurtheilt, durch die Pietät unsres Kaisers aber vor gänzlichem Verschwinden bewahrt im Park zu Babelsberg wieder aufgestellt worden ist.

Das große Bauwerk der Kurfürstenzeit ist das Schloß, welches aus dem Zwing-Cölln allmälig hervorwuchs, ein Stück an das andre gefügt und zu einer imposanten Einheit verschmolzen, die ununterbrochen fortgesetzte Arbeit von Jahrhunderten, beinahe wie der brandenburgisch-preußische Staat selber. Reste jener Burg, welche Friedrich der Eiserne hier errichtet, sind noch erkennbar in den Flügeln des Schlosses, welches Caspar Theiß, der Architekt Joachim's II. aufführte, und diese wiederum lehnen sich an den mächtigen Sandsteinbau mit den zahlreichen Stockwerken, dicken Mauern, nischenartigen Fenstern und weiten Höfen des Grafen Rochus zu Lynar, des berühmten Ingenieurs und Baumeisters,

welcher 1578 in den Dienst Johann Georg's getreten war. Da ging kein Stein verloren, mit Sparsamkeit, mit der äußersten Schonung des Einzelnen und dennoch mit einem kühnen Blick für das Ganze ward auf den alten, festen Fundamenten erweitert, erhöht und vermehrt; und wer heute, von der Kurfürstenbrücke her oder von der Burgstraße gegenüber diesen ältesten Theil des Schlosses betrachtet, die runden und die viereckigen Thürme, die Giebel und Erker, die letzten Lebenszeichen der Gothik neben den reinen Linien und Profilen der erwachenden Renaissance, reich gegliedert, mannigfach gestaltet, organisch verbunden, der hat nicht nur einen malerischen Anblick mit den alten Bäumen und der alten Spree da unten, sondern er sieht auch in diesem grünlich-grauen Gemäuer ein Symbol der Politik und ein Bild der Geschichte der Hohenzollern.

Aber kläglich sah es im Innern von Berlin aus, als Friedrich Wilhelm, ein zwanzigjähriger Jüngling und den man nachmals den Großen genannt hat, den Thron seiner Väter bestieg. Der deutsche Krieg, welcher begonnen, zwei Jahre bevor dieser Kurfürst geboren worden war, hatte die Stadt verwüstet, und die Zahl ihrer Bewohner decimirt. Am Ende des 16. Jahrhunderts zählten Berlin und Cölln 12000 Einwohner; jetzt, um die Mitte des 17., (1644) waren nur noch 6500 übrig und von 1236

Häusern standen 358 leer.*) Und noch nicht einmal verdienten sie den Namen von Häusern; die meisten waren von Holz, nicht wenige Hütten, mit Stroh gedeckt und Schornsteinen aus Lehm, ja, wie Süßmilch bemerkt, unter den „bewohnten Häusern" waren „noch 77 baufällige Büdchens im Closter- und Marien-Viertel". Der Schloßplatz war ein öder Sandfleck und der Lustgarten ein verwilderter Sumpf. Auf den öffentlichen Plätzen spannte das Gewerk der Raschmacher oder Weber seine Zeuge aus und auf den Straßen gingen die Schweine.

Doch er hat die achtundvierzig Jahre seiner Regierung gut genutzt, dieser Große. Wir sprechen hier nicht von seinen politischen und militärischen Thaten, von den Tugenden und dem Scharfblick dieses Regenten, welcher als Schöpfer einer rationellen Finanzwirthschaft und des stehenden Heeres den Grund des modernen preußischen Staates gelegt; nicht von seinen hochherzigen, aber vergeblichen Bemühungen, Deutschlands Besitzstand und Ehre gegen Ludwig's XIV. Angriffe zu sichern, nicht von jenem schmerzlichen „Exoriare aliquis", welches er, nach seinem demüthigenden Rückzug aus Elsaß, zum Friedensschluß mit Frankreich gezwungen, seinen späten Nachkommen vererbt hat. Wir sprechen hier

*) Joh. Peter Süßmilch, Der Königl. Residenz Berlin schneller Wachsthum und Erbauung. Berlin. 1752 S. 11.

allein von Berlin und wie er uns hier, nach den Kurfürsten, seinen Vorgängern, aus den Schatten und Nebeln wesenhaft entgegentritt, deutlich erkennbar, in voller Figur, mit festen Umrissen, der Erste, zu dem wir ein persönliches Verhältniß haben und der noch immer populär ist unter unserer Bevölkerung.

Wir haben den Zustand kurz beschrieben, in welchem Berlin sich 1640 befand; hören wir von einem Franzosen, welcher die Stadt im Jahre 1676 besuchte, was der Große Kurfürst in nicht viel mehr als einem Menschenalter aus derselben gemacht. „Ich hatte", sagt unser Gewährsmann — der ich weiß nicht wie viele Tage und Nächte unterwegs gewesen — „ich hatte alle Mühsal vergessen, als ich Berlin zu sehen bekam, so schön schien mir Alles. Die Stadt besteht aus drei Theilen; ihre Häuser sind sehr regelmäßig und meist in italienischem Geschmack erbaut. Der Park birgt alle Gattungen Rothwild. Die Gärten sind voll Orangerien, Jasmin und allen Blumen Italiens. Das Schloß des Kurfürsten ist sehr alt, seine Bauart flößt Bewunderung ein; doch ist das neue Palais bequemer. Die Bibliothek ist prächtig eingerichtet; sie ist eine der schönsten auf Erden, sowohl was die Zahl als die Auswahl der Bücher betrifft. Das Medaillenkabinet, welches daran stößt, verdient gleichfalls den Besuch; auch unterläßt der Kurfürst nicht, trotz seiner vielen

Regierungsarbeit, sich mit denselben zu beschäftigen." *) Dieses ist ein hübsches Bild vom Kurfürsten, aufgenommen von einem Zeitgenossen und Augenzeugen. Ein anderer Mitlebender, der bekannte deutsche Kunstschriftsteller Sandrart, spricht gleichfalls mit Bewunderung von der Bibliothek des Kurfürsten, den Kunstkammern des Schlosses und den Gemälden der besten Italiener und Niederländer, mit denen sie geziert sind. „Denn, unangesehen Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht die Regierung und Conservation Ihrer Lande und Leute, und darum viele hohe Sorgfalten obliegen, haben Sie doch nicht unterlassen, Ihr heroisches Gemüthe je zuweilen mit dieser tugendhaften Ergötzlichkeit zu erfreuen." Gleichzeitig aber wird die alte Stadtmauer, welche die Bürger von Cölln und Berlin vor zweihundert Jahren um die Stadt gezogen hatten, von diesem Kurfürsten nach den Regeln der Kriegsbaukunst erneuert, erweitert und hinausgerückt über die Ufer des Flusses; zu jenen beiden Communen kommt eine dritte: der Friedrichswerder, bisher sumpfiges Busch- und Wiesenland, wie früher Alles ringsumher. Der Friedrichswerder bekommt demnächst seine Kirche, sein Rathhaus und sein Stadtrecht; und wir begreifen nun, was der Franzose sagt von den drei Theilen der

---

*) Pierson, Der große Kurfürst. S. 130.

Stadt oder Sandrart: „es besteht diese Stadt in dreien andren Städten". Nicht lange, so kommt, Alt-Cölln gegenüber, Neu-Cölln hinzu; der Bau der Dorotheenstadt, der Stadt der Kurfürstin Dorothea, Gemahlin des Großen Kurfürsten, beginnt, und wie man heute wohl Straßen in neuen Gegenden sehen kann, die Alles haben, was zu einer Straße gehört, einen Namen, Trottoir und Gaslaternen, nur keine Häuser, so hatte diese neue Dorotheenstadt fast noch vor den Häusern Kirche, Rathhaus und Stadtrecht. Denn auch dieser Kurfürst nahm es noch ernst mit der Theilung der städtischen Gewalt, und wollte darüber von vornherein keinen Zweifel walten lassen. Der Thiergarten, im Jahre 1527 vom Kurfürsten Joachim I. angelegt, hatte bis zu dieser Zeit noch einen Theil der heutigen Friedrichstadt, den Werder und Alles, was nachmals Dorotheenstadt ward, bedeckt, von der Kronenstraße bis zum linken Spreeufer, Monbijou gegenüber. In Folge der vom Großen Kurfürsten errichteten Befestigungen war er ein wenig zurückgedrängt und eine Fläche freigelegt worden, ungefähr von der Stelle, wo heute das Friedrichsdenkmal steht, bis zur Schadowstraße, lange noch, bis in unser eigenes Jahrhundert die „kleine Wallstraße" und erst in den vierziger Jahren nach dem berühmten Bildhauer benannt, der ein Haus in derselben (Nr. 10) besaß. Mit dem Neuen Thor, in der

Nähe der gegenwärtigen Schloßbrücke, damals Hundebrücke genannt und von Holz, war das eigentliche Berlin jener Tage, nach dieser Seite hin, zu Ende; vor demselben erhoben sich spärlich die ersten Häuser der Dorotheenstadt, und hier war es, wo vor zweihundert Jahren die Kurfürstin Dorothea mit eigener Hand die erste der Linden pflanzte, welche der schönsten und vornehmsten Straße Berlins nachmals den Namen geben sollten. Seltsam vorstädtisch muthet das Aussehen der Linden auf den Bildern jener Zeit uns an. Die Bäume sind noch jung und schlank, Holzgeländer fassen sie zu beiden Seiten ein; zur Rechten, wo heute das Opernhaus, das kronprinzliche Palais und die Commandantur sich erheben, sieht man ein paar Häuser mit weitläufigen Wirthschaftsgebäuden, zur Linken den kurfürstlichen Stall und an der Stelle der heutigen Universität weidendes Vieh. Da, wo jetzt das großstädtische Gewühl unsrer Stadt zu gewissen Stunden sich am Meisten zusammendrängt, so daß der Passant oft Mühe hat und lange warten muß, ehe der Strom ihn hindurch läßt, von „Kranzler's Ecke" nach der anderen Seite hinüber, führte eine Brücke, die sog. „Potsdamer Brücke" über den Dorotheenstädtischen Festungsgraben und die heutige Gr. Friedrichstraße war die alte Chaussee nach Potsdam. Das enge Stück der Friedrichstraße zwischen Linden und Behrenstraße, welches mit der

übrigen Breite dieser mächtigen Verkehrsader auffallend contrastirt und den gerade an diesem Kreuzungspunkte so massenhaften Conflux außerordentlich hemmt, erhält in seiner äußeren Gestaltung noch das Andenken an den Graben und die Brücke des stilleren Jahrhunderts, wo kaum ein Wagen und selten ein Fußgänger hier zu sehen war.*) Ein Grundriß Berlins aus derselben Zeit (1688) zeigt uns am damaligen Ende der Linden und fast im freien Felde die Neue Kirche, die Dorotheenstädtische, welche heute den Pfiff der Locomotive vom Centralbahnhof in der Friedrichstraße hört. Damals war es still hier und ländlich; kein Haus war mehr zu sehen auf Stundenweite und eine hölzerne Brücke führte über den Graben, welcher die Dorotheenstadt umfloß, in den Thiergarten.

Damals, vor zweihundert Jahren! . . . . Wenn wir die Stridbeck'schen Bilder ansehen, den Lustgarten mit den Orangebäumen, dem Springbrunnen, den vergoldeten Statuen und dem kurfürstlichen Schloß im Hintergrund, in dessen eng zusammenhängender Masse wir manchen bekannten Zug wieder finden; wenn wir die Schloßfreiheit und den Schloßplatz und die Stechbahn, deren Namen sich unter ganz veränderten Verhältnissen erhalten haben, — die

*) Der Thiergarten bei Berlin. Mit zwei Plänen des Thiergartens von 1685 u. 1765. Berlin, 1840.

Lange Brücke, die Gertraudtenkirche, wie wir sie bis zum Jahre 1880 gekannt haben*), aber freilich in einer anderen Umgebung — Asphalt, Pferdebahnwagen und Omnibusse, wo früher, auf sumpfigem Untergrund, Gräber und Kreuze waren — wenn wir die Brüder- und Spandauerstraße betrachten, damals die vornehmsten Straßen in Berlin, so bekommen wir einen sehr vortheilhaften Begriff von der Stadt des Großen Kurfürsten. Es war das, was man heute noch in den kleinen nord- und mitteldeutschen Residenzen sehen kann: Häuser mit Giebeln und Erkern neben hier und dort einem stattlichen Renaissancebau mit Säulen und Loggien, sauber, gemüthlich, eine Stadt, jetzt, am Ende seiner Regierungszeit, dreimal so groß als am Anfang derselben und mit einer Bevölkerung von 20 000 Einwohnern.

So fand des Großen Kurfürsten Sohn und Nachfolger, Preußens erster König, Berlin vor. Friedrich I. besaß nicht die schöpferische Kraft seines Vaters; aber er war vernünftig, er war den Interessen der Bürger wohlgeneigt und seine Liebe zu Pracht und äußerer Repräsentation verliehen dem Staat und der Stadt ein erhöhtes Ansehen. Bewußte künstlerische Interessen, von denen bisher bei

*) Man vergl. S. 35.

der Aermlichkeit der Verhältnisse und über das nächste Bedürfniß der Existenz hinaus nicht die Rede gewesen war, traten jetzt zum ersten Mal hervor, und der Genius Schlüter's, des Michel Angelo's der Mark, verewigte sich in Schöpfungen von unvergleichlicher Schönheit und Größe. Seine Sculpturen schmückten Nering's mächtigen Bau, das Zeughaus; seine Reiterstatue des Großen Kurfürsten, eine der schönsten der Welt, gab uns den Anblick dieses herrlichen Mannes, wie Etwas, das fortan untrennbar zu Berlin gehört, und in der Hauptsache sein Werk ist das Schloß, wie wir es jetzt kennen. Königlich sollte die Residenz der Hohenzollern sein. In Gold, über dem triumphbogenartigen Portale des Schlosses, schimmerte die neue Königskrone. Das Georgenthor, die Georgenstraße, die Georgenstadt, durch welche Friedrich, von Königsberg zurückkehrend, seinen Einzug gehalten, führten von nun ab die stolzeren Namen des Königsthors, der Königstraße, der Königstadt. Der Bau der Friedrichstadt begann unter der Leitung Nering's und ward, nach dessen Tode, fortgesetzt von seinem vormaligen Gehilfen Behre, nach welchem die Behrenstraße genannt ist. Es war alter Thiergartenboden, über den sie sich bis zur „Leipziger Landwehr", der heutigen Mauerstraße hin erstreckte; auch sie sofort mit allen Attributen einer selbständigen Commune begabt, so daß die Haupt-

stadt nunmehr aus fünf Städten bestand: aus Berlin, Cölln, dem Friedrichswerder, der Dorotheenstadt, der Friedrichstadt, und in allen Erlassen, Reglements und Verordnungen, wo es gegenwärtig heißt: „in hiesiger Residenz“, mit den Worten: „in hiesigen Residentzien“ bezeichnet ward. Fast dreihundert Jahre waren vergangen, seitdem der zweite der Kurfürsten in der Trennung der Städte das einzige Mittel erblickt hatte, den aufrührerischen Geist ihrer Bewohner zu dämpfen; das monarchische Princip war jetzt so fest eingewurzelt und, unter einer langen Reihe vortrefflicher Regenten, das Gefühl loyaler Hingabe so stark geworden, daß ohne Bedenken der erste der Könige die Vereinigung oder Wiedervereinigung verfügen konnte. Am 17. Januar 1709 erging der Befehl, daß fortan der Complex aller Stadttheile und Vorstädte nur eine einzige Stadt bilden, und daß diese Stadt Berlin heißen solle.

Dieser Tag denn, der 17. Januar 1709, ist der Geburts- oder Namenstag der Stadt Berlin, an deren einstige Fünftheilung nichts mehr erinnert, als die fünfthürmige Mauer, welche seitdem, in ihrem Wappenschilde, den aufrecht auf seinen Hinterpranken stehenden Bären der Askanier krönt.

Aber sein Halsband trug er noch immer; lange noch sollten die Berliner nicht vergessen, daß es die Kurfürsten und die Könige waren, nicht sie, welche

Berlin gebaut. Wohl nicht alle so buchstäblich, wie Friedrich Wilhelm I., welcher seinem Sprüchlein: „Der Kerl hat Geld, soll bauen," bekanntlich mit dem höchst eigenhändig applicirten spanischen Rohre nachhalf, wenn es nicht anders ging. Aber doch auch unter dem Großen Kurfürsten waren von den 92 Häusern auf dem Friedrichswerder nicht weniger als 47 von Hofdienern erbaut worden*); und schon damals machte der ungenannte Verfasser einer, vorsichtiger Weise in den Thurm der heiligen Geistkirche niedergelegten Schrift, seinem gepreßten Herzen in dem Ausrufe Luft: „Caetera urbis palatia et praedia, quondam civium patrimonia, aulici habent" **). Dieses Verhältniß steigerte sich noch, als der Soldatenkönig in der geschilderten Weise die Vollendung der Friedrichstadt in die Hand nahm. Ganze Straßen dieses neuen Quartiers, wie die Wilhelm- und Markgrafenstraße, bevölkerten sich mit Ministern, Generälen und hohen Staatsbeamten, welche hier gebaut hatten — „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe"; der Berliner, damals um einen guten Witz so wenig verlegen, wie heute, nannte diese Gegend: „das Geheimerathsviertel" — eine Be-

---

*) Nicolai, Beschreibung der königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 1779. S. 126.

**) Küster, A. u. N. Berlin, II, 675, cit. im hist.-geneal. Kalender auf d. J. 1821, S. 216.

zeichnung, die sich erhalten hat, nur etwas weiter westwärts gewandert, wo der Geheimerath unsrer Tage freilich auch nicht mehr in selbstgebauten Palästen zu wohnen pflegt. Der Mann der Börse hat ihn daraus verdrängt; und der Geist der heiligen Geistkirche wird nun mit seinem Nachbarn zufrieden sein.

Die Bevölkerungsziffer, welche unter Friedrich Wilhelm I. von 61,000 (im Jahre 1712) auf 90,000 (im Jahre 1740) gestiegen war, wuchs bis zum siebenjährigen Kriege auf 126,661, fiel während des Krieges auf 98,000, hob sich nach dessen siegreicher Beendigung aber wieder so rasch, daß sie beim Tode Friedrichs d. Gr. 145,021 betrug*). Diese Ziffer bedeutet mehr, als auf den ersten Blick erscheinen mag: sie bezeichnet den Moment in der Geschichte Berlins, wo die Bevölkerung dieser Stadt dichter zu werden beginnt, als sie jemals zuvor gewesen; Zunahme der Dichtigkeit aber heißt Zunahme der Kraft und ihres rascheren Umsatzes. Die Zahl der Häuser hatte sich unter Friedrich Wilhelm I. um rund 900 (von 4500 auf 5400) und unter Friedrich d. Gr. um rund 1400 (von 5400 auf 6800) vermehrt; aber die Vermehrung der Bevölkerung betrug unter dem Einen weniger als 30,000, und unter dem

*) Mila, Berlin, oder Geschichte des Ursprungs &c. 1829; S. 320; vergl. mit Nicolai a. a. O. S. XLIII u. 194.

Andren mehr als 45,000, so daß, wenn bisher 16, nun 21 Bewohner auf das Berliner Haus kamen. An äußerem Umfange hatte die Stadt nicht beträchtlich gewonnen, seitdem Friedrich Wilhelm I. damit begonnen, die Festungsmauern niederzulegen; aber sie war gedrungener geworden, substantieller, der Geist Friedrich's erfüllte sie und sein genialer Freund, der Freiherr von Knobelsdorff, gab ihr die beiden charakteristischen Merkmale, mit welchen das Friedericianische Berlin in das heutige hineinragt und ohne welche man das letztere sich gar nicht mehr denken könnte: das Opernhaus und den Thiergarten in annähernd seiner heutigen Gestalt. Auch die Linden hatten in den unterdeß verflossenen hundert Jahren ein mehr städtisches Aussehen angenommen; wo das Vieh geweidet, stand jetzt das Palais des Prinzen Heinrich — die heutige Universität — und daneben, wo der kurfürstliche Stall gewesen, war nun das Gebäude der Akademie. Das geistige sowohl wie das gewerbliche Leben hatten einen bisher ungeahnten Aufschwung erhalten; jetzt erst, unter dieser Regierung zeigten sich die segensreichen Folgen jener weisen und toleranten Politik des Großen Kurfürsten, von welcher Preußen seitdem nicht mehr abgewichen ist. Nun klangen durch die französische Straße hin, allabendlich begleitet von den Glocken ihres Kirchleins am Gensdarmenmarkt und vermischt mit dem Geräusche

neuer Industrien, die Lieder und Psalmen der Refugiés, welchen das Edict von Potsdam die preußischen Staaten eröffnet; Gärtner, die das Fürstenthum Orange verlassen, hatten im Cöpenicker Feld eine zweite Heimath gefunden, der Oranienstraße ihren Namen gegeben und jene großen Blumenculturen angelegt, noch heute vorwiegend im Besitze von Mitgliedern der französischen Colonie. Waldenser aus Piemont und Wallonen aus Belgien, tüchtige Erzgießer und Kunstschmiede, schlossen sich ihr an; während der obere Theil der Wilhelmstraße in der Physiognomie einiger aus jener Zeit übrig gebliebener Häuser an die Weber und Spinner aus Böhmen erinnert, die sich hier niederließen und deren Kirche heute noch die böhmische heißt. Auch die Wiederzulassung der Juden, welche in einem früheren Jahrhundert aus Berlin vertrieben worden, war ein rein persönlicher Act des Großen Kurfürsten; ebenso, wie man sie später noch „les Juifs de Frédéric le Grand“ nennen konnte. Was sie diesen Regenten verdankten, die ihnen Schutz gewährten, als Rechte für sie nicht existirten, das haben sie nie vergessen, auch nicht als sie aus Geduldeten nützliche und geachtete Bürger wurden.

Diese verschiedenen fremdartigen Elemente, wenn sie sich mit dem ursprünglich Berlinischen nur sehr langsam vermischt und in gewissen Aeußerlichkeiten

sogar unverändert erhalten haben, theilten ihm doch sogleich und auf allen Gebieten einen Impuls erhöhter Thätigkeit, weiteren Ausblicks und größerer allgemeiner Interessen mit. Eine Gesellschaft bildete sich, in der das Französische vielleicht etwas zu sehr prädominirte, wie sogar Frau von Staël noch bemerkte, als sie, 1803, unsere Stadt besuchte. Berlin hatte das Provinziale von sich abgestreift und den ersten Schritt zur Großstadt gethan.

Man mag es wohl vorbildlich deuten, daß im letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts, und noch unter Friedrich Wilhelm II., das Brandenburger Thor erstand, gekrönt von der Quadriga, mit welcher, wie Woltmann es so schön ausgedrückt hat*), ein neues künstlerisches Leben seinen Einzug hielt in die Hauptstadt. Eine größere Wandlung aber, als selbst diese künstlerische, stand bevor, als Friedrich Wilhelm III., mitten in der Napoleonischen Zeit, am 19. November 1808, seinen königlichen Namen unter den Stein'schen Entwurf einer Städteordnung schrieb.

Die städtische Verfassung Berlins, wie sie sich von der Zeit Friedrich's des Eisernen bis zu der Friedrich's des Großen entwickelt hat, kann dahin resumirt werden, daß von der alten Stadtregierung und Stadtverwaltung nichts übrig geblieben war,

---

*) Die Baugeschichte Berlins, S. 140.

als etwa die Namen. Das fundamentale Princip der freien Wahl, aus welcher in der vorkurfürstlichen Zeit der regierende Rath, Rathmänner und Altermänner, sowie die controlirende Versammlung der Verordneten der Zünfte und gemeinen Bürgerschaft hervorgegangen waren, existirte nicht mehr. Ein Stück nach dem andren ihrer municipalen Freiheiten und Privilegien hatte man den Bürgern von Berlin genommen, bis schließlich die städtischen Beamten nichts mehr als königliche Beamte waren, und noch dazu solche, mit denen nicht viel Umstände gemacht wurden. Ueber den Bürgermeistern stand ein vom Könige bestellter Stadtpräsident; der Magistrat wurde zum Theil von der Regierung ernannt und ergänzte sich zum andern Theile durch Cooptation; die Stadtverordneten hatten weder eine Stimme bei der Wahl, noch mehr als ein consultatives Votum bei den Berathungen des Magistrats und die Bürger daher nicht den mindesten Einfluß auf die Besteuerung und kaum einen nominellen auf die Verwaltung.

Der englische Biograph Stein's, Prof. Seeley, macht die richtige Bemerkung, daß bei der Einführung repräsentativer Institutionen die französische Revolution mit der Spitze begann, d. h. mit der allgemeinen oder Volksvertretung, während die preußische Reformbewegung, langsam und geduldig, mit dem Fundament anfing, d. h. mit der localen oder Mu-

nicipalvertretung*). In der organischen Gestaltung, wie sie Stein gedacht und eine spätere Zeit verwirklicht hat, waren Städteordnung und Verwaltungsreform die Grundlagen, auf welchen, nach den gleichen Principien, die Repräsentativverfassung des Staates sich aufbauen sollte. Daß Stein das Vorbild und Beispiel Englands vor Augen hatte, braucht nicht gesagt zu werden: es bot sich von selber dar; er führte weder etwas Neues noch etwas Fremdes ein, restituirte vielmehr jenes alte germanische Recht, aus welchem sich dort, unter einer frühzeitig befestigten Staatseinheit, Institutionen von seltener Kraft und Dauer entwickelt hatten, während es hier, in der allgemeinen Zersplitterung, jeder staatlichen Bildung beharrlich im Wege stand und darum schonungslos beseitigt wurde von den Hohenzollern, dem einzigen der deutschen Fürstengeschlechter, dem es darum zu thun war, nicht ein Land zu regieren, sondern einen Staat zu schaffen. Als in trüber Zeit dieser Staat gelernt hatte, daß er zu seiner ferneren Existenz nicht Leibeigene und Unterthanen, sondern Bürger haben müsse, da gab er ihnen zurück, was sie vor vierhundert Jahren bereits besessen, aber schlecht zu gebrauchen und schlecht zu bewahren verstanden hatten: die municipale Selbständigkeit, die

*) J. R. Seeley, Life and Times of Stein, Tauchn. Edit. II, 238.

Freiheit, aber auch die Verantwortlichkeit in der Führung ihrer eigenen Geschäfte. Aus ihrer Wahl gingen fortan wieder die Stadtverordneten, aus der Wahl der Stadtverordneten ging, unter Bestätigung der Provinzialbehörde, der Magistrat, und aus dem Vorschlagsrecht des Magistrats, nach königlicher Bestätigung, der Bürgermeister hervor. Beide Körperschaften, der Magistrat und die Stadtverordneten waren coordinirt; und die Stadtverordneten, d. h. die Bürger erhielten wieder das alte wichtige Recht der Besteuerung und der Controle des Stadthaushalts. Diesen Privilegien und Freiheiten jedoch entsprachen ebenso viele Lasten und Pflichten — Pflichten, welche beträchtliche Opfer an Arbeit und Zeit in sich begriffen. Die weit überwiegende Zahl der Aemter waren Ehrenämter, d. h. mußten unentgeltlich versehen werden; und wer ein solches Amt zu übernehmen sich weigerte, der verlor sein Stimmrecht und wurde stärker besteuert. Außerdem wurden sog. „gemischte Deputationen" aus dem Magistrat und den Stadtverordneten gebildet — für die Kirchen- und Schulverwaltung, für die Gesundheitspflege, das Armenwesen, die Bausachen, die Sicherheitsanstalten 2c.

Dieses ist, in großen Umrissen, die städtische Selbstverwaltung, wie sie, durch die Städteordnung von 1808 eingeführt und durch die späteren Gesetz-

gebungsacte von 1831 und 1853 nur im Detail weiter ausgearbeitet, noch heute besteht. Eine Dauer von nahezu drei Menschenaltern hat uns mit ihrem Wirken vertraut gemacht, sie ist ein Theil von uns selbst geworden; und was speciell Berlin betrifft, so darf man sagen, daß sie es ist, welche dieser Stadt, in dem uneigennützigen Zusammenstreben vieler tausende von Kräften, den Charakter des großen Gemeinwesens gegeben hat. Man wird einen ungefähren Begriff davon erhalten, wenn man hört, daß mehr als 10000 Personen, meist dem begüterten Mittelstand angehörig, diese freiwillige Arbeit für die Stadt thun; nämlich: 230 Stadträthe, Stadtverordnete und Bürgerdeputirte; 326 Bezirksvorsteher; 807 Waisenräthe; 1594 Mitglieder der Armencommissionen, 1258 der Schulcommissionen und 3396 der Einschätzungscommission; 310 Servisverordnete; 402 Geschworene, 1478 Schöffen und 400 Schiedsmänner. Mit einziger Ausnahme von fünfzehn besoldeten Stadträthen, welche, professionelle Leute, für zwölf Jahre gewählt, wieder wählbar und pensionsberechtigt, sich ausschließlich diesem Dienste widmen (zwei Stadtsyndici, ein Stadtkämmerer, zwei Stadtschulräthe, zwei Stadtbauräthe 2c.), verwalten alle Uebrigen ihr Ehrenamt unentgeltlich und ohne Unterschied des Ranges. Außerordentliches wird von jedem Einzelnen verlangt; aber ein Gefühl patrioti-

schen Stolzes beseelt den Berliner und läßt ihn seine Pflicht nicht mehr als eine Last ertragen, sondern freudig erfüllen. Welch' ein bewegtes Leben herrscht hier an den Tagen der Wahlen! Dann ruht jedes andere Geschäft vor diesem. Kein Ehrgeiz ist so groß, wie derjenige, dem gemeinen Besten zu dienen. Es giebt Bürger in unserer Stadt, welche zugleich Mitglieder der Stadtverordnetenversammlung, des Abgeordnetenhauses, des Reichstages sind; und oft wohl mag man sich fragen, wie von einem Manne, der doch außerdem auch für sein Haus, seine Familie und sein Geschäft zu sorgen hat, so viel Arbeit geleistet werden kann. Und dies nicht nur auf den Bühnen, von denen aus die Redner weithin gehört und gesehen werden; nein, bis hinunter zu den Bezirksvorstehern, welche gewissenhaft und geräuschlos und durch keinen Applaus belohnt, ihres anspruchsloseren, aber darum wahrlich nicht weniger mühevollen und für das Gedeihen des Ganzen nicht minder wichtigen Amtes warten. Wenn Stein jetzt lebendig unter uns sein könnte, wie sein Denkmal von Erz sich unter uns erhebt, gewiß, er würde dieses Anblicks bürgerlicher Thätigkeit und politischer Reife sich freuen — „auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n."

Es entspricht der Natur der Dinge, daß eine Institution, wie die Stein'sche, noch dazu mitten in

einer Zeit, wo der öffentliche Geist schwer bedrückt war und die Kraft erschöpft schien, nicht ohne Schwierigkeiten zu arbeiten begann. Hatten doch die am 17. Juni 1809 zum ersten Male gewählten Stadtverordneten von Berlin nicht einmal einen Ort, an dem sie sich versammeln konnten. Zwei Rathhäuser waren da; jedoch in dem Berlinischen hatten, neben dem Magistrat, Abtheilungen des Stadtgerichts ihren Sitz und im Cöllnischen befanden sich städtische Verwaltungsbehörden, die Königl. Serviscommission und das Cöllnische Gymnasium. Ihre erste denkwürdige Sitzung hielten die Stadtverordneten in dem ehemaligen Palais des Prinzen Heinrich, der heutigen Universität. Ihr zweites Unterkommen fanden sie, gleichfalls nur vorübergehend, in einem Hause der Kurstraße (Nr. 50), und wanderten dann nach der Niederlagstraße, der kleinen und engen Verbindung zwischen dem Platz am Zeughaus und dem Werder'schen Markt, nach dem Hause Nr. 1, welches nachmals das französische Gymnasium war, und jetzt Sr. K. und K. Hoheit dem Kronprinzen gehört. Von hier begaben sie sich nach der alten Börse, und es ist nicht zu sagen, wie lange sie noch in der Stadt umhergezogen wären, wenn nicht endlich, im Jahre 1822, eine Etage des Cöllnischen Rathhauses frei geworden wäre, wo sie dann Ruhe fanden, bis im Jahre 1870 das neue Rathhaus

fertig ward, das sich, an der Stelle des alten, auf Berlinischem Boden erhebt — ein mächtiger Bau, der mit seinem weithin leuchtenden Roth so wirksam contrastirt gegen das ehrwürdige Grau des Hohenzollernschlosses und in diesem Contraste selbst anzudeuten scheint, wie hier von einem starken Königthum beschützt, ein freies Bürgerthum erwachsen ist. Und allerdings gewährt es ein rührendes Bild von der Kleinheit der Verhältnisse, wenn wir lesen, wie die Väter unserer Stadt in gemietheten Wohnungen tagten, wie der Miethpreis von 500, ja von 300 Thalern ihnen so unerschwinglich däuchte, daß sie Theile des Sitzungslocales weiter vermietheten, und wie sie auf Bänken saßen, die aus dem Opernhaus entliehen waren; ja, wie den Stadtverordneten, um selbst so geringfügige Ausgaben zu bestreiten, nichts Anderes übrig blieb, als daß sie sich an bemittelte Bürger dieser Stadt um Vorschuß wandten! Und dennoch hatte der große Reformator seine Zeit gut gewählt; indem er den Bürgergeist in dem Augenblicke der tiefsten nationalen Erniedrigung und eines allgemeinen Nothstandes ohne Gleichen zu den höchsten Aufgaben berief, machte er ihn zugleich zu einem wichtigen Factor für die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft, für die politische Erziehung überhaupt; und das Werk von 1808 fand seinen krönenden Abschluß an jenem 17. April 1871, als

das neue, eben vollendete Rathhaus zum ersten — und bis jetzt einzigen — Male seine gesammten Festräume öffnete, um im Namen der Stadt Berlin den deutschen Kaiser und den ersten deutschen Reichstag festlich zu empfangen.

Die lange Regierungszeit Friedrich Wilhelm's III., so großartig bewegt in ihrer ersten kürzeren und scheinbar so ereignißlos in ihrer zweiten, längeren Hälfte, gab der Physiognomie Berlins dennoch einige von den Zügen, welche niemals mehr daraus verschwinden können. Sie schuf die Universität, welche das Meiste dazu beigetragen hat, die Hauptstadt Preußens zur geistigen Metropole Deutschlands zu machen, lange bevor man daran dachte, daß einst der intellectuellen Suprematie die politische folgen werde. Diese Zeit war zugleich die große Periode Schinkel's, Schadow's und Rauch's. Sie fügte den erwachten politischen und wissenschaftlichen Interessen das künstlerische hinzu, das, gleich jenen, wohl einmal stocken oder aufgehalten, niemals aber mehr ganz verdrängt werden mochte, sondern, da es erwacht war und dem natürlichen Gesetze folgte, sich immer reicher und kräftiger entfalten mußte. Sie gab uns das Museum, unter unserm nordischen Himmel die erste Offenbarung hellenischen Kunstgeistes. Sie gab ferner der deutschen Dichtung, dem Drama Lessing's, Schiller's, Goethe's, das lange — hinter der Oper

und dem französischen Schauspiel zurückgesetzt — in Hinterhäusern und Marktbuden umhergeirrt war, in dem edlen Bau des Gensdarmenmarktes eine würdige und bleibende Stätte. Mit den Statuen unsrer Helden belebte sich der Platz zwischen Zeughaus und Opernhaus, und das Fundament zum Friedrichs-Denkmal wurde gelegt.

Ein neuer Stadttheil, die Friedrich-Wilhelmstadt, entstand und bevölkerte sich rasch; vor den Thoren wuchsen Straßen hinaus in bisher unbebaute Quartiere. Berlin, welches (1797) beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. 165,726 Einwohner gezählt hatte, zählte bei seinem Tode (1840) deren 330,230. Nicht in gleichem Verhältnisse jedoch hatte sich die Zahl der Häuser vermehrt. Das ein- und zweistöckige Haus von geringem Ansehen und schlechtem Material, das heute nur noch vereinzelt sich findet, ward um diese Zeit durch das dreistöckige verdrängt, wie dieses wiederum in der unsern durch das vier- und fünfstöckige. Nur mit dem Unterschiede, daß es dürftig und monoton war, wo das unsere künstlerisch entwickelt erscheint, und an Stelle des Gypses, Zinks und anderen rasch verwitternden Scheinzierraths „ein imposanter Luxus in echtem Gestein, in kostbaren Materialien" getreten ist.*) Die Zeit Friedrich Wil-

*) Baurath Kyllmann, in seinem am Schinkelfest, 13. März 1885, gehaltenen Vortrage.

helm's III. war die der Miethskaserne, von der wir ja noch Beispiele genug in unserer Stadt haben. Damals aber bestand sie zum größten Theil aus solchen nichtssagenden Privathäusern und diese gaben ihr den Charakter, der in so vieler Hinsicht dem der Epoche selbst entsprach — den einer gewissen Kleinlichkeit und Spießbürgerlichkeit, welche sich noch immer nicht in die großen Verhältnisse finden kann. „Der durchreisende Fremde", so gibt H. Heine den Eindruck wieder, welchen Berlin auf ihn (1822) gemacht hat, „sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens auch nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. . . . Die Stadt enthält so wenig Alterthümlichkeit, und ist so neu; und doch ist dies Neue schon so alt, so welk und abgestorben." *)

In der That, wie der Leser aus dem bisherigen Verlaufe dieser Darstellung bemerkt haben wird, mußte Berlin immer und in jeder Phase seiner Entwicklung als eine Stadt erscheinen, die erst eben neu gebaut worden war. So wird ihr Aussehen unter dem großen Kurfürsten, so wird es unter den beiden ersten Königen, so noch unter Friedrich d. Gr. ge-

*) Reisebilder, 2. Theil in den „sämmtlichen Werken", II. B., S. 10. 11.

schildert; und auch Frau von Staël schreibt: „Berlin ist eine ganz moderne Stadt, in welcher man nichts sieht, was an die früheren Zeiten erinnert." Frau von Staël ist die Erste, so viel ich sehe, welche diese jüngste Stadt Europa's mit den amerikanischen Städten vergleicht. Aber sie meint doch, daß ein Unterschied sei: wir, in unsrem alten Welttheil, bedürften einer Vergangenheit, welche man nirgends in Berlin finde, weder eine Spur der Geschichte des Landes, noch des Charakters seiner Bewohner*). Es ist wirklich so, wie die geistreiche Französin sagt; als ob man hier immer ein Vorgefühl des Provisorischen gehabt hätte, welches dem Vorhandenen keine Zeit ließ, alt zu werden. Das Werden des preußischen Staates selber drückt sich in diesen aufeinanderfolgenden Gestaltungen seiner Hauptstadt aus: der kleine, fünf- oder sechshundert Jahre alte Kern, an den sich bald hier, bald dort, weitausgestreckt, Neues ansetzt, ein Ganzes bildend, welches nicht aus der Kraft des organischen Zusammenhanges entstanden, sondern durch die des Einzelwillens hervorgebracht worden ist, und darum auch nicht die „Spur der Geschichte des Landes, noch des Charakters seiner Bewohner" zeigen kann, sondern nur die der jeweiligen Periode, des jeweiligen Fürsten.

---

*) Madame de Staël, De L'Allemagne, chapitre XVII.

Der letzte Repräsentant dieses rein persönlichen oder väterlichen Regiments in Preußen war Friedrich Wilhelm III., und im Angedenken der Berliner, deren älteste Generation ihn noch gekannt hat, lebt er fort, ein wohlwollender Mann von schlicht bürgerlicher Erscheinung, sowie seine Statue im Thiergarten ihn darstellt. Freundliche kleine Bilder aus dem Leben des Volkes und der heimischen Natur umgeben den Sockel: Scenen kindlichen Genügens, wie sie nach dem Herzen dieses Monarchen waren. Jener familienhafte Zug im Verhältniß von Preußens Herrscherhaus zu der Bevölkerung seiner Hauptstadt, welches namentlich in der schweren Zeit der Fremdherrschaft und Befreiungskriege sich entwickelt und bis heute sich unvermindert erhalten hat, tritt nirgends sichtbarer hervor, als an diesem Denkmal und dem der guten schönen Königin ihm gegenüber. Immer, von Jahr zu Jahr, am 10. März, wenn auf dem bescheidenen Altar der Luiseninsel, zuweilen noch unter schneebedeckten Zweigen, der erste Frühlingsflor erscheint und am 3. August, wenn Lorbeerhecken und Palmengruppen, schimmernd vom feuchten Glanze des Sommermorgens, Ampeln mit buntem Schlinggewächs und Laubgewinde den Platz um das Standbild des Königs schmücken, feiert der Berliner die Gedenktage der Beiden, als ob sie noch gegenwärtig wären, und von allen Plätzen des Thiergartens

15*

ist es dieser, wohin die Mutter zuerst ihre Kinder führt.

Es ist der Abschluß einer alten, der Anbruch einer neuen Zeit, an deren Schwelle Friedrich Wilhelm IV. steht. Eine gerechtere, reiner gestimmte Nachwelt wird niemals aufhören, mit einer gewissen schmerzlichen Sympathie bei dieser Königsnatur zu verweilen, die sensitiv genug war, um das Nahen einer neuen Ordnung der Dinge zu fühlen, aber nicht stark genug, um sie rückhaltlos zu acceptiren. Es war eine Dissonanz in ihm, die Zwiespältigkeit des Dilettantismus. Er war reichbegabt, und hat nichts Dauerndes geschaffen. Er hat die Kunst geliebt, und kein Werk von unbestreitbarer Geltung verewigt seinen Namen. Er war der erste von Preußens Königen, welcher der deutschen Literatur ein freundliches Interesse zeigte, und sie wandte sich von ihm ab. Populär, freisinnig und verheißungsvoll war der Anfang, bedauernswerth das Ende seiner Regierung, sein hoher, schöner Geist gelähmt und er selber zerfallen mit seinem Volke. Der Wind und die Strömung gingen gegen ihn. Die mechanischen Kräfte begannen ihre Arbeit. Die wirthschaftlichen Fragen erfüllten und bewegten das öffentliche Leben, noch ehe die politischen Wandlungen sich vorbereiteten, deren letztes und ganz bewußtes Ziel es war, einer Nation, die bisher nur ein ideales

Dasein geführt, ein in der Realität und Wirklichkeit begründetes zu geben. Das erste Band, welches das zersplitterte Deutschland, oder wenigstens einen wichtigen Theil desselben, wieder in einen fühlbaren Zusammenhang brachte, waren der Zollverein und die Handelsverträge, und der Anstoß zu Beidem ging von Berlin aus. Indem man die Gemeinschaft der materiellen Interessen förderte, legte man langsam und sicher den Grund zu höheren Vereinigungen; und in dem Augenblicke, wo vor dem Potsdamer Thor der Pfiff der ersten Locomotive sich hören ließ und vor dem Oranienburger Thor der Rauch des ersten Fabrikschornsteins in die Luft stieg, war es entschieden, daß Berlin, wie es den Principat der geistigen Arbeit in Deutschland sich errungen, künftig auch die Führerin seiner materiellen Arbeit werden sollte. Und dies trotz der Ungunst seiner Lage in einem entfernten Winkel Deutschlands, in einer Gegend ohne große Gewässer und weit ab von den Meeren. Aber die neue Erfindung der Eisenbahn corrigirte die Fehler der Natur und rückte plötzlich, mit einem Schlage, Berlin in das Centrum des mitteleuropäischen Verkehrs; und während Friedrich Wilhelm IV. eine Verschönerung und Erneuerung der Stadt träumte nach den Mustern von Florenz und Ravenna, kamen, im Gefolge der Eisenbahn, der Maschinenbau und die Börse und machten, immer

gleichen Schritt haltend mit den politischen Ereignissen, aus der stillen Residenz der Könige von Preußen eine der größten Fabrikstädte des Continents und einen der ersten Handelsplätze der Welt.

Fabriken hatte es vor dieser Zeit in Berlin gegeben; aber die beiden größten, die Porzellanmanufactur und die Eisengießerei, waren königlich, ebenso wie das vornehmste commerzielle Institut, die Seehandlung. Die Hand des Staates war in Allem und die Monopole ließen wenig Raum für die Privatinitiative. Seit einem Menschenalter jedoch hatten zwei Factoren zusammengewirkt, die städtische Selbstverwaltung und eine freiere Richtung in der Handelspolitik, um den bürgerlichen Geist aufzuwecken, und ihm weite Gebiete der Thätigkeit zu öffnen. Also vorbereitet stand ein neues Geschlecht den gewaltigen Impulsen der vierziger Jahre gegenüber. Die großartigen künstlerischen Pläne Friedrich Wilhelm's IV. haben sich nur höchst fragmentarisch verwirklicht in der Schloßbrücke, dem Neuen Museum, und nach seinem Tode noch in der Nationalgallerie; und sein Campo Santo war eine Ruine, bevor es fertig geworden. Aber rings um Berlin entstand gleichsam ein anderes Berlin, ganz voll von Arbeitern und Fabriken — Maschinenfabriken, Fabriken für Eisenbahnbedarf und Metallwaaren, für Zink- und Bronzeguß, Kupfer- und Messingwerke, Webereien, Spinne-

reien, Kattundruckereien, Färbereien, Brauereien; alte Berliner Industrien, wie die der Tuchwirker, der „Raschmacher“, die schon in der ersten städtischen Verfassung ihre Rolle spielen, ferner die Tapisserie- und Phantasiearbeiten, der sog. „Berliner Artikel“, erweiterten ihre Herrschaft bis zu den fernsten überseeischen Märkten, und neue kamen hinzu, ganze Reviere der Stadt im Norden, im Osten und im Süden mit ihrem Qualm, ihren Gerüchen und ihrem tausendfältigen Lärm erfüllend, dem dumpfen Getöse ihrer Hämmer und Walzen, dem Schnurren und Sausen ihrer unzähligen Räder und Spindeln. Dies in der That ist das neue Berlin, welches sich allmälig seit der Zeit Friedrich Wilhelm's IV. in das alte Berlin eingedrängt und es zuletzt ganz verdrängt hat. In diese Periode des Ueberganges fiel seine Regierung; ihm, gerade ihm mußte es beschieden sein, sich der Revolution von 1848 gegenübergestellt zu sehen Das Phantom der deutschen Kaiserkrone senkte sich auf sein Haupt, und er wies sie zurück. Sicher, dies war noch nicht die Zeit und er nicht ihr Mann. In den Stürmen und Fluthen dieses unbändigen Frühlings ging ein edles Leben zu Grunde; doch wer, wenn er genau hinhorcht, vernimmt nicht jetzt schon durch das Brausen und Branden der entfesselten Elemente, mitten in diesem Chaos und Durcheinander politischer, socialer und nationaler

Strömungen, halb verweht, leise, aber nicht undeutlich, eine Stimme — die Stimme eines Unbekannten, die Stimme der Zukunft, die Stimme des Herrn von Bismarck? . . .

## III.

Als König Wilhelm den Thron bestieg, zählte Berlin nicht ganz 500,000 Einwohner; in fünfzehn Jahren hatte sich die Bevölkerung verdoppelt, ein Jahr später, 1877, überschritt sie die Million, betrug 1880, bei der letzten Volkszählung, 1,123,608 und beträgt gegenwärtig, 1884, nach ungefährer Schätzung 1,260,000.*)

Dieses ungeheure, in so unglaublich kurzer Zeit bisher niemals, selbst in den amerikanischen Städten nicht erlebte Anschwellen der Bevölkerung konnte nicht ohne Rückschlag bleiben und machte sich zunächst fühlbar in Wohnungsnoth und Zunahme der Sterblichkeitsziffer. Weder räumlich noch sanitärisch war Berlin zur Aufnahme einer in so riesenhaften Proportionen steigenden Einwohnerzahl vorbereitet. Eine Stadt wie Hamburg machte damals, vor zwanzig Jahren noch, einen großstädtischeren Eindruck als Berlin. Bis auf das Straßenpflaster und

---

*) Am 31. December 1884, nach Ausweis des Statistischen Amtes der Stadt Berlin: 1,263,196.

die Straßenbeleuchtung herab war Berlin zurückgeblieben hinter der Zeit. Die Wasserleitung war mangelhaft, eine Canalisation existirte nicht. So fand uns jene gewaltige Invasion friedlicher Armeen, jener Zuzug von allen Seiten. Das Weichbild der Stadt erweiterte sich ringsum, die Stadtmauer fiel,*) das alte Berlin fluthete hinüber in ein neues, weite Gebiete wurden incorporirt, ganze Dorfschaften und ihre Gemarkungen von den steinernen Armen umfaßt, offene Flächen, vormals Gärten, Wiesen und Felder, mit Häusern bedeckt und selbst im Innern sahen wir bejahrte, schöne Parks dahinschwinden, wie z. B. den des ehemaligen Voß'schen Palais, dessen Stelle jetzt die Voßstraße einnimmt. Immer größere Massen theilten sich in den Besitz von Luft und Licht, und immer weniger davon kam auf den Einzelnen**). In

---

*) Unter Friedrich Wilhelm II. gebaut, ward sie mit Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer überflüssig und ist denn auch bald nach ihr (in den Jahren 1867 und 1868) beseitigt worden.

**) Wir schließen uns in Folgendem den außerordentlich wichtigen Publicationen des Berliner Magistrats an, welche, bisher in vier Bänden, die Zeit von 1861—1881 umfassen: Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1861 bis 1876. Berlin, in Commission bei Sittenfeld. Erstes Heft: 1879. — Zweites Heft: 1880. — Drittes Heft: 1881.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1877—1881. Erster Theil: 1883. — Zweiter Theil: 1884.

den sechziger Jahren hatte jeder Berliner von dem gesammten Luftraume Berlins noch über 100 Quadratmeter für sich, um darin zu leben und zu athmen; 1876 sank diese Zahl auf 63, und 1880 gar auf 24, ganz abgesehen von gewissen inneren Stadtbezirken, wo der pro Kopf verbleibende Rest nicht mehr als 13 Quadratmeter beträgt. Dieser Dichtigkeit der Bevölkerung entsprach die zunehmende Häufung der Bewohner in den einzelnen Grundstücken: im Zeitalter Friedrich's des Großen betrug die Durchschnittszahl der Bewohner eines Hauses 26, im Jahre 1860 hatte sie sich verdoppelt, im Jahre 1881 verdreifacht und in einem Bezirke des Stralauer Viertels beinahe versechsfacht, d. h. sie war auf die exorbitante Höhe von 116 gekommen, so daß hier in einem einzigen Hause so viel Menschen wohnen, wie sonst in manchem unserer Dörfer. Grundstücke, die nur eine Wohnung enthalten, sind eine Seltenheit geworden: von über 18,000 Häusern kaum noch 800; wogegen die Zahl der Häuser mit mehr als 20 Wohnungen von 815 im Jahre 1861 auf etwa 4000 im Jahre 1881 gestiegen ist. Bis in die vierziger Jahre war Berlin eine Stadt von ein- und zweistöckigen Häusern; in den sechziger Jahren überwog schon das dreistöckige Haus, in den siebenziger kam das vierstöckige und in den achtziger Jahren das fünfstöckige hinzu. Die Zahl der vierstöckigen Häuser hat sich von 6515 im

Jahre 1876 auf 7558 im Jahre 1881 vermehrt. Das fünfstöckige Haus war im Jahre 1876 noch ein Curiosum. Der Verwaltungsbericht des Berliner Magistrats von 1861—1876 sagt: „sogar 46 fünfstöckige Gebäude wurden bei der Volkszählung ermittelt." Aber bereits jetzt haben wir gegen 800 Wohnungen im fünften Stock neben 30,624 im vierten und 23,289 Kellerwohnungen. In dieser Zunahme der vier und mehr Stock hohen Wohnungen liegt allerdings eine Gefahr, welche dadurch nicht aufgewogen wird, daß die Zahl der Kellerwohnungen, wenn sie nicht schon direct abgenommen hat, doch auch fürderhin nicht vermehrt werden darf. Noch vor zehn Jahren lebte der neunte Theil unsrer gesammten Bevölkerung in diesem unterirdischen Berlin und der vierte Theil derselben ging darin beständig ein und aus, da die Mehrheit der Kellerbewohner Restaurateure, Schank- und Speisewirthe (Budiker), Grünkram-, Mehl- und Vorkosthändler sowie Professionisten jeder Art sind. Von 9654 im Jahre 1861 war ihre Zahl auf 85,840 in 19,240 Kellern im Jahre 1871 gestiegen; und im December 1875 gab es 23,200 Keller. Ihr gesundheitsschädlicher Einfluß machte sich sehr fühlbar; denn die Luft in diesen Kellern ist schlecht, ihre Wände sind feucht und ein Sonnenstrahl dringt selten herein. Sie sind ein Heerd der Infectionskrankheiten und alle andren

Krankheiten, deren Verlauf durch die angegebenen Bedingungen bestimmt wird, fordern in ihnen unverhältnißmäßig viel Opfer. In der dreijährigen Durchschnittsperiode von 1864—67 kamen auf je 1000 Bewohner 21 Todesfälle im ersten bis dritten Stock und 25 in den Kellern. Seit 1875 hat die Zahl der letzteren sich kaum noch vermehrt und in allen Neubauten sind sie gesetzlich ausgeschlossen: an ihre Stelle ist eine Art niedrigen Parterres getreten, über welchem sich das frühere Erdgeschoß als Hochparterre erhebt. Damit ist aber in den meisten Fällen ein Emporwachsen der Häuser zu vier und fünf Stockwerken verbunden; und es muß leider constatirt werden, daß der Gesundheitszustand in solcher Höhe fast noch mehr gefährdet erscheint, als selbst in den Kellern. Die Sterblichkeitsziffer der vier Stock und höher Wohnenden übersteigt um 7 pro Mille die der Bewohner bis zum dritten Stock, um 3 pro Mille die der Kellerbewohner, und sie hat ihren Grund vornehmlich in der vermehrten Kindersterblichkeit und dem erschreckend häufigen Vorkommen von Todtgeburten, die sich aus der Zahl und Steilheit der Treppen nur allzu wohl erklärt, ganz abgesehen von der Hitze des Sommers, die hier oben, unter den Dächern, nicht weniger verheerend wirkt, als in den Wohnungen in der Erde, den Kellern, das Grundwasser. Ein Uebel gegen das

andre abgewogen, steht man hier vor einem Problem, welchem die Stadtverwaltung sich auch keineswegs verschließt. Dazu kommen andere Mißstände in unsren Wohnungsverhältnissen. Schon 1876 machte der Verwaltungsbericht die Bemerkung, daß die Hälfte der Wohnungen nicht den für das Bedürfniß einer Familie erforderlichen Raum gewähren; und der von 1881 muß constatiren, daß die Qualität der Wohnungen immer noch zurückgehe. Von 212,534 Wohnungen waren 74,648 auf einen einzigen Wohnraum beschränkt, 77,648 hatten zwei Zimmer — und doch preßten sich gerade in diesen unzureichenden Wohnungen, außer den Miethern und ihren Familien, noch über 80,000 Chambregarnisten, Aftermiether und sog. „Schlafleute" zusammen. Im Jahre 1871 war der Andrang nach Berlin so stark — in der That betrug er den sechsten Theil der ganzen Bevölkerung — daß factisch kein Raum mehr blieb und 163 Familien, welche kein Obdach fanden, auf freiem Felde vor dem Kottbuser Thor in improvisirten Bretterbuden campiren mußten. Dieses zigeunerhafte Lager, vom Volke „Barackia" genannt, stand, wie man sich in Berlin noch wohl erinnert, monatelang; von seinen Dächern wehten die preußischen und deutschen Farben in zusammengeflickten Lappen und an den Wänden waren mit blauer Kreide die Hausnummern geschrieben. Die

Leute verloren den Humor nicht; aber das Elend war doch noch größer als der Humor davon!

Man wird sich nicht wundern, daß unter solchen gesundheitswidrigen Verhältnissen die Sterblichkeitsziffer, namentlich in dem jüngsten Lebensalter, bedenklich zunahm. Sie stieg in den Jahren von 1861—1876 auf 32 pro Mille gegen 27, resp. 24 pro Mille in den beiden vorangegangenen gleich langen Perioden. Der Verwaltungsbericht von 1876 gibt an, daß damals von den in Berlin geborenen Knaben nur fünf Achtel, von den in Berlin geborenen Mädchen nur zwei Drittel das erste Lebensjahr vollendeten, und durch diese hohe Kindersterblichkeit die durchschnittliche Lebensdauer beim männlichen Geschlecht auf 25, beim weiblichen auf 29 Jahre reducirt ward.

Große und ernste Aufgaben, wie sie in gleicher Schwere noch keiner andern zugefallen sein mögen, waren es daher, welche an die Berliner Communalverwaltung herantraten, als nach einer langwierigen Auseinandersetzung mit dem Staate der Stadt Berlin endlich, am 1. Januar 1876, die Straßenbaulast und als Correlat die Straßenbaupolizei übertragen ward. Länger als jede andere Stadt in Preußen hatte die Residenzstadt sich zu gedulden, bis die Selbstverwaltung eine volle Wahrheit für sie ward: mehr als zehn Jahre, von 1808 bis 1819, hatte es gedauert,

bevor die fiskalische Auseinandersetzung zwischen Staat und Stadt erfolgt war; weitere zehn Jahre mußten vergehen, ehe die Communalbehörden anfingen, sich in eine unzweifelhaft bessere, jedoch ungewohnte Ordnung der Dinge zu finden und in Berlin nicht ausschließlich mehr die Residenz der Könige, sondern ebenso sehr die Stadt der Bürger zu sehen. Aber erst das Jahr 1876 bezeichnet den Moment, wo mit den vollen und ganzen Rechten der Selbstverwaltung unsere Stadt auch die volle und ganze Verantwortlichkeit übernahm; und die Billigkeit erfordert zu sagen, daß sie die ihr gestellten Aufgaben mit dem größten Geschick und der höchsten Energie gelöst hat. Seit dem Tage, wo das Straßenareal in die Verwaltung der Stadt überging, hat sich dasselbe von 1,820,000 Quadratmetern auf annähernd fünf Millionen Quadratmeter erhöht; aber mit dieser erstaunlichen Vergrößerung begann die Verschönerung und Verbesserung in Bezug auf Reinlichkeit und Bequemlichkeit; ja, man darf sagen, daß seitdem erst, auch seiner äußeren Erscheinung nach, Berlin in die Reihe der Weltstädte getreten ist, zu denen es, dem Range nach, schon zuvor gehörte. Die Wasserleitung ist vollständig, die Canalisation — eines der schwierigsten und kostspieligsten Werke — fast ganz durchgeführt. Wie durch einen Zauberschlag hat sich unser berüch-

tigtes Straßenpflaster in Asphalt, Holz, Granit und Kies verwandelt. Unsere Straßenreinigung ist ein anerkanntes Muster und unsere Straßenbeleuchtung, Gas, Sonnenbrenner und elektrisches Licht das Wunder aller Fremden. Aus seinem verwilderten Zustand ist der Thiergarten zu einem der herrlichsten Parks der Welt geworden. Gleicher Sorgfalt erfreuen sich die „Haine", Friedrichshain und Humboldthain, in unseren Volksquartieren, im Osten und Norden, und eine neue Anlage dieser Art im Süden, am Ufer der Spree, ist im Entstehen. Den Linien der Stadtbahn und Pferdebahn folgend, wurden enge Straßen erweitert, und wo immer neue gebaut wurden, da galt als oberstes Gesetz, daß sie Luft und Licht und Grün haben sollten. Breitere, schönere Straßen, als diejenigen an der Stelle der ehemaligen Stadtmauer, vom Rosenthaler bis zum Landsberger Thor oder an den Abhängen des Tempelhofer Berges und am Rande der Hasenhaide hat weder Paris, noch gar London. Aber es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß auch in großen Revieren der inneren Stadt von zehn Häusern immer fünf niedergerissen und neu gebaut worden sind. Berlin ist in den letzten zwanzig Jahren nicht nur eine doppelt so große, sondern eine ganz andere Stadt geworden; und es fügte sich glücklich, daß fast gleichzeitig mit der Communal-

verwaltung auch die Baukunst selber von den Fesseln staatlicher Bevormundung befreit wurde. Von jetzt ab wurde nicht mehr, wie man es nannte, „vom grünen Tisch“ aus gebaut, sondern eine neue Schule von Architekten, welche die Traditionen Schinkel's ehrt, aber von deren geistloser Erstarrung sich nicht mehr einengen und stören läßt, hat Hand ans Werk gelegt und uns mit einem Reichthum und einer Fülle der Bauformen beschenkt, welche Denjenigen, der Berlin zum ersten Male sieht oder nach längerem Zeitraume wiedersieht, in Erstaunen setzen und selbst dem Einheimischen immer neue Ueberraschungen bereiten. Wie im Perikleischen Athen ist auch hier der Baukunst die seltene Gelegenheit geworden, der Hauptstadt eines in schweren Kämpfen geeinten Staatswesens den monumentalen, den festlichen Ausdruck zu geben, vom triumphalen Eingang des Brandenburger Thores bis dahin, wo die Kaiser Wilhelmstraße schon ihre majestätische Baulinie zeigt, und von der Siegessäule des Königsplatzes bis zu den Denkmälern des Belle-Alliance-Platzes und Kreuzberges.

Sicherlich, eine künftige Frau von Staël würde die Physiognomie Berlins nicht mehr uncharakteristisch, ein kommender Heinrich Heine sie nicht mehr monoton nennen können: sie trägt nunmehr jenen großen Zug, der einst ihr historisches Gepräge sein wird. Wir

aber, die Mitlebenden, dürfen uns dessen rühmen, daß dieser rastlosen Thätigkeit zur Verschönerung unserer Stadt, die weniger geräuschvolle zur Seite gegangen ist, welche die Verbesserung der einer Weltstadt anhaftenden Uebel bezweckt; und mit Genugthuung constatiren, daß bereits jetzt eine heilsame Rückwirkung auf den Gesundheitszustand und eine Rückkehr zu den früheren normalen Bedingungen desselben zu bemerken ist. „Erfreulich ist es," sagt der Verwaltungsbericht von 1881, „daß neben der hohen Geburtsziffer für unsere Berichtsperiode eine geringere Sterblichkeit zu verzeichnen ist, als für die sechzehnjährige Periode des vorigen Berichts." Der Durchschnittssatz der Kindersterblichkeit ist von 32 pro Mille auf 30 herabgegangen, der Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen von 7 pro Mille auf 12 pro Mille gestiegen — eine Zahl, mit welcher Berlin nur noch um 3 pro Mille hinter den übrigen Städten Preußens zurücksteht, dagegen Wien um 2, Paris sogar um 11 pro Mille übertrifft. Und selbst dieses an sich keineswegs ungünstige Verhältniß ist nach der Meinung unseres Magistrats der Verbesserung noch fähig; der Bericht sagt, daß es zum größten Theil auf Umständen beruhe, welche einem rationellen Streben gegenüber nicht incorrigibel seien. Die Wasserleitung und die Canalisation und die breiten luftigen Straßen haben viel gethan; viel

bleibe noch zu thun, um die localen Krankheitsursachen ungesunder Wohnungen und mangelhafter Ernährung zu beseitigen.

Berlins wunderbar rascher Aufgang, der uns, die Aelteren, fast blendet und betäubt, ist nur der Anfang einer unabsehlichen Zukunft. Mit dem Augenblick, in welchem Berlin Sitz des deutschen Kaiserthums wurde, hatte es gleichsam den lang vorbereiteten und lang erstrebten Punkt erreicht, wo es aus den bisherigen engen Existenzbedingungen einer preußischen Stadt heraus-, und zu der Höhe einer nationalen Stadt emporgehoben ward. Es wurde zugleich ein Mittelpunkt der europäischen Politik und der Mittelpunkt des deutschen Lebens in seiner geistigen Totalität, künstlerischen, wissenschaftlichen, literarischen — unsre Stadt erinnerte sich, was sie, gerade sie der deutschen, nationalen Literatur zu verdanken habe und ihr bisher so spröder Boden weigerte sich nicht länger, neben den Standbildern der großen Krieger und Staatsmänner, auch die der großen Dichter und wissenschaftlichen Entdecker zu tragen. Sie wurde der Sitz des deutschen Parlaments und der obersten Behörden des Reichs, der Markt für Deutschlands Handel, der Stapelplatz seiner gewerblichen Betriebsamkeit; und wer, durch unsre Straßen wandernd, einen Prachtbau neben dem andren erblickt, an welchem die Firmenschilder großer Industrieller und be-

rühmter Geschäftshäuser aus allen Theilen des deutschen Reichs, ihrer Filialen, Commissionslager und Agenturen prangen: der wird eingestehen müssen, daß auch in dieser Hinsicht Berlin die centrale Stadt Deutschlands geworden ist.

Zu dieser ungeheuren Energie des Berliner Lebens trägt nicht wenig der Umstand bei, oder vielmehr resultirt sie zum Theile daraus, daß in der Einwanderung, aus welcher es sich recrutirt, eine Zeitlang das männliche Element überwog und die kräftigsten Altersclassen immer noch überwiegen. Ersteres war 1875 mit einem Ueberschuß von 2 pro Mille vertreten, und unter den Zuziehenden befanden sich mehr als zwei Drittel im Alter von fünfzehn bis dreißig Jahren. Es ist eine alte, oft wiederholte und nach allem bisher Mitgetheilten leicht erklärliche Thatsache, daß es in Berlin, wie man zu sagen pflegt, so wenig Berliner gibt. Schon einer meiner Gewährsmänner aus dem vorigen Jahrhundert bemerkt, daß in Berlin „die echten Berliner" sparsam zu finden sind; und er fügt hinzu, daß man sich nur in einer hiesigen Gesellschaft zu erkundigen brauche, um zu erfahren, wie viel davon wohl „würckliche Berliner" seien*). Das Resultat dieser Erkundigung

*) König, Versuch einer historischen Darstellung ꝛc. der Residenzstadt Berlin. 1793.

bleibt er uns freilich schuldig; dafür wissen wir um so genauer, wie das Verhältniß gegenwärtig steht: daß nämlich die weitaus größere Hälfte der Bevölkerung Berlins aus Leuten besteht, welche keine Berliner sind. In der Periode des stärksten Zuzugs, welche mit dem Jahre 1875 schließt, kamen auf 413 in Berlin Geborene 587 auswärts Geborene; und im Jahre 1880, wo normalere Bedingungen zurückgekehrt, war das Verhältniß immer noch wie 434 zu 566. Um diese Zeit stellt sich das Gesetz, nach welchem es in der Welt mehr Frauen als Männer gibt, auch für Berlin wieder her, indem das männliche Element in dem genannten Jahre aus 231,608 geborenen Berlinern und 311,221 Zugezogenen, das weibliche dagegen aus 255,176 Berlinerinnen und 324,325 Zugezogenen bestand. Wenn man daher sagt, es gebe wenig Berliner in Berlin, so muß doch der Wahrheit gemäß hinzugefügt werden, daß es dort immer noch mehr Berlinerinnen als Berliner gibt. Indessen hat dieses ihr Ueberwiegen der Intensität des Berliner Lebens keinen wesentlichen Abbruch gethan; denn sehr activ in dasselbe greift das sog. schwache Geschlecht ein. Mit Ausnahme der Armee, der Marine, der Forstwirthschaft, Jagd und des diplomatischen Corps finden wir Frauen in allen Berufsclassen — im Versicherungswesen und in der Rechtspflege zwar nur mit je einer Repräsen-

tantin, in der Fischerei mit deren vier, in der Rhederei und Schiffahrt mit fünf, in der Kirche mit sechs und in der Presse mit vierzig: aber sie präponderiren in der Bekleidungsbranche (44,778 gegen 30,849), unter den Dienstboten (58,930 weibliche gegen 7051 männliche) und unter den von ihren — Renten Lebenden (7287 Rentièren gegen 5288 Rentiers); sie stellen zur Gruppe der Arbeiter beinahe ein Drittel der Gesammtzahl, und Alles zusammen kommen auf 380,196 selbstthätige Männer 177,971 selbstthätige Frauen in Berlin.

Wie konnte nun der Berliner Typus, der doch ein ganz eigenthümlicher ist, einer so massenhaften Infusion fremden Elementes gegenüber sich nicht nur behaupten, sondern auch derart kräftig erweisen, daß jeder Zugezogene mehrentheils schon nach kurzer Zeit zum „richtigen" Berliner wird? Auch darüber gibt der Verwaltungsbericht genügenden Bescheid. Es stellt sich nämlich heraus, daß bei der Zählung von 1880 unter der Gesammtzahl von 635,292 Zugewanderten 46,356 Deutsche „aus dem Reich", von den 575,202 zugezogenen Preußen nur 14,432 aus den „neuen Provinzen", ungefähr die Hälfte des Restes, nämlich gegen 214,000 aus der Mark Brandenburg, und von diesen wiederum gegen 50,000 aus dem Barnim und Kreise Teltow waren, dem alten „Wurzelgebiet des eigentlichen Berlin", wie der Ver-

waltungsbericht sie nennt. Wer aber jemals die kleinen Städte, Flecken und Dörfer der Mark besucht hat, der wird wissen, wie dort, unter fast denselben Lebensbedingungen eines sandigen Bodens, auf den Haiden und an den Seen ein Geschlecht erwachsen ist, welches dem Berliner zum Verwechseln ähnlich sieht, „ein verwegener Menschenschlag", um Goethe's Wort zu gebrauchen*), ganz wie jener, und der deshalb auch, weil er „Haare auf den Zähnen" hat, sich in Berlin bald zurecht findet und vortrefflich gedeiht.

Dieses märkische Element zusammen mit den eingeborenen Berlinern bildet nun aber den überwiegend stärksten Theil und eigentlichen Kern unserer Bevölkerung; und dieses Verhältniß, welches auch ihr künftiger Zuwachs sein möge, wird immer annähernd dasselbe bleiben, da seine Ursachen von der Natur gegebene sind.

Der Berliner wird nicht aussterben, noch werden es diejenigen Eigenschaften, durch welche er sich seit Jahrhunderten ausgezeichnet und Berlin zu dem gemacht hat, was es gegenwärtig ist, in alter und neuer Geschichte vielleicht das einzige Beispiel einer Stadt von centraler Bedeutung, welche nichts ihrer Lage, sondern Alles ausschließlich und allein ihrer

---

*) Eckermann, Gespräche. I, 71.

Arbeit schuldet — undankbare Arbeit zuweilen, harte Arbeit immer, Arbeit seiner Fürsten, Arbeit seiner Bevölkerung — Arbeit auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, lange verkannt, spät erst gewürdigt — Arbeit, so dürfen wir jetzt wohl sagen, nicht umsonst gethan und, so wollen wir hoffen, von Deutschland niemals vergessen!



Druck von G. Bernstein in Berlin.

Rodenberg, Julius,

Bilder aus dem Berliner Leben

Bd.: 1

Berlin 1885